

Wurzen beginnt mit W, das ist schon immer so gewesen.
Zusammenleben in einer sächsischen Kreisstadt
vor und nach 1989

Teil 1¹

Methodische und theoretische Vorarbeiten einer empirischen Gemeindestudie

Cordia Schlegelmilch

Forschungsansätze haben ihre eigenen Konjunkturen. So erhielten sowohl die qualitative Biographieforschung als auch die ethnographische Gemeindeforschung mit dem Zusammenbruch der DDR vielfältige Impulse und wurden zur forschungsstrategischen Grundlage einer ganzen Reihe von empirischen Studien. Beide Forschungstraditionen boten sich in besonderer Weise an, um das gravierende Ereignis des Zusammenbruchs der DDR im Spannungsfeld von Kontinuität und Veränderung biographischer und lebensweltlicher Strukturen zu analysieren. Während sich im Bereich der Biographieforschung die Aktualität eines Forschungstrends damit fortsetzen konnte, kann im Fall der Gemeindestudien von einer regelrechten Renaissance regionaler Forschung gesprochen werden, die sich zwar wenige Jahre vor der Wende schon abzuzeichnen begann, mit dem Jahr 1990 aber noch einmal neuen Schwung erhalten hat. Allerdings liegen kaum Studien vor, die die qualitative Biographieforschung mit der Gemeindeforschung verbinden. In diese Zeit fällt auch meine empirische Längsschnitt-Studie über die Veränderungen der Lebensverhältnisse in der sächsischen Kreisstadt Wurzen, die ich im Sommer 1990 begonnen und 1996 - zunächst nur vorläufig - beendet habe. Sie orientiert sich einerseits an der Tradition ethnographisch orientierter Stadt- und Gemeindeforschung und stützt sich andererseits auf lebensgeschichtliche Interviews und die exemplarische Rekonstruktion von biographischen Handlungs- und Deutungszusammenhängen. Eine Kleinstadt ist immer sowohl Schauplatz individuellen und sozialen Lebens als auch ein wichtiger Einflussfaktor auf Lebensläufe, individuelles Handeln und das städtische Zusammenleben. Es ging also um die in der Forschung bisher selten unternommene Kombination von strukturell untermauerten Biographien mit einer biographisch untermauerten Strukturgeschichte (vgl. Zang 1986).

Mit ihrer methodischen und theoretischen Anlage, dem Spektrum der Personen und dem langen Untersuchungszeitraum, dürfte die Studie die bislang umfassendste Gemeindestudie im Rahmen der Transformationsforschung zur DDR sein. Die Ergebnisse unterstreichen die Bedeutung eines prozess- und subjektbezogenen Ansatzes,

1 Der zweite Teil folgt im nächsten Heft.

der sich auf die Rekonstruktion von biographischen und kommunalen Abläufen bezieht und nicht nur auf einen Vergleich von sozialen Lagen in Form einer Momentaufnahme. Die Studie erhellt zahlreiche interessante lokalspezifische und regionalhistorische Zusammenhänge, die deutlich machen, dass lebensgeschichtliche Entwicklungen von regionalen Bedingungen nicht abgekoppelt werden sollten.

Nach der Schilderung der Forschungsintentionen der Studie möchte ich erläutern, inwieweit das gewählte theoretisch und methodisch explorative Vorgehen in der ersten Phase auch zu unerwarteten Ergebnissen geführt hat, die sowohl die theoretische Verortung der Studie als auch die thematische Eingrenzung des umfangreichen empirischen Materials gesteuert haben. Der erste Teil meines Beitrags konzentriert sich ganz auf die Dynamik des Forschungsprozesses und die Entwicklung der theoretischen Grundlagen der Studie. Im zweiten Teil meines Beitrags, der in der nächsten Ausgabe dieser Zeitschrift erscheinen wird, möchte ich dann ausgewählte empirische Ergebnisse der Studie vorstellen.

Forschungsinteresse und methodischer Ansatz

Ich habe die Studie, dem damaligen Wissensstand über ostdeutsche Städte und ihre Bewohner entsprechend, breit, flexibel und explorativ angelegt.² Im Zentrum standen zwei miteinander verbundene Forschungsebenen:

Zum einen konzentrierte sich das Forschungsinteresse zu Beginn der Studie auf unterschiedliche biographische Muster und subjektive Wahrnehmungen, mit denen Bürger in einer kleineren Stadt in Ostdeutschland die Umbruchphase verarbeiten. Welche biographischen Spannungen und Brüche sind zu erkennen und wie wird das eigene Leben rückblickend bewertet? Auf welche individuellen und strukturellen Ressourcen kann bei der Bewältigung des historischen Umbruchs zurückgegriffen werden? Welche Rollen spielen dabei regionale Geschichte und örtliches Umfeld? Wie sind die subjektiven Wahrnehmungs- und Verarbeitungsformen der Wende beschaffen? Mit welchen Problemen sehen sich die Stadtbewohner nach der Wende konfrontiert und was erwarten sie von der Zukunft? Welche subjektiven Relevanzen, Mentalitäten und Wertesysteme trifft man an, und wie haben sie sich verändert? Über die Rekonstruktion biographischer Entwicklungen sollte geklärt werden, wie und auf welcher individuellen und strukturellen Grundlage Geschichte und bestimmte Lebensereignisse subjektiv erfahren und verarbeitet werden. Welche lebensgeschichtlich-historischen Konstellationen führen zu unterschiedlichen oder auch gemeinsamen Verarbeitungsformen der Wende? In diesem Zusammenhang sollte auch auf unterschiedliche generationelle Prägungen durch historische Ereignisse geachtet werden.

Zum anderen richtete sich mein Interesse darauf, wie sich das wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Leben einer kleineren Gemeinde im Zuge des Transformationsprozesses verändert und wie die Bewohner diese kommunalen Verände-

² Die Gemeindestudie wurde von mir als selbständige Forschungsarbeit ohne weitere Mitarbeiter/innen durchgeführt. Sie begann als Explorativstudie in den Jahren 1990 bis 1993, die mit Hilfe der Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur (Jan Philip Reemtsma - Hamburg) finanziert werden konnte. Durch die anschließende Förderung der DFG konnte sie als qualitative Längsschnittstudie bis zum Jahr 1996 zu einem Habilitationsprojekt ausgebaut werden. Die Forschung über die Gemeinde wird seitdem in eingeschränktem Maße aus eigenen Mitteln weitergeführt.

rungen wahrnehmen. Wie entwickeln sich die lokalen Milieus und sozialen Beziehungen? Welche Auswirkungen hat die „Wende“ auf die soziale Kohäsion, die Integrationskraft und das Konfliktlösungspotential einer Gemeinde? Welche sozialen Ausgrenzungs- und Integrationsprozesse von Personen oder sozialen Gruppen erfolgen nach der Wende und welche Rolle spielen dabei bestimmte sozialstrukturelle Merkmale? Und schließlich: Wie ändern sich die Symbole und das Selbstbild einer Gemeinde?

Wichtig war mir, so unvoreingenommen wie möglich an der alltäglichen Erfahrung der Menschen zu bleiben und die Gemeinde in möglichst vielen Bereichen zu erforschen. Mein Anspruch zu Beginn der Forschungsarbeiten war also ausgesprochen holistisch ausgerichtet und dadurch mit einigen klassischen amerikanischen Gemeindestudien vergleichbar (z. B. Lynd/Lynd 1956, zuerst 1929). Ich wollte den Fokus der Untersuchung nicht vorschnell eingrenzen. Die ausgewählte Gemeinde sollte nicht nur Forschungsfeld für einige vorab definierte Themen sein, sondern mein Forschungsinteresse richtete sich auf die Gemeinde als Ganze. Die Kombination der subjektiven Wahrnehmung der Bewohner mit der objektiven Ebene im Sinne mir verfügbarer Lebenslauf- und lokaler Strukturdaten sollte nicht zuletzt gewährleisten, Selektivität, Lücken und Verzeichnungen in den Aussagen zu erkennen.

Methodisch steht die Studie in der Tradition der amerikanischen ethnographischen Gemeindeforschung und der „Grounded Theory“ (Glaser/Strauss 1967), bei der empirische Forschung und theoretische (Vor-)Entwürfe in einem ständigen Wechselverhältnis stehen. Die Feldarbeit wurde schrittweise strukturiert und sollte offen bleiben für „überraschende Beobachtungen“, unerwartete Ereignisse und Handlungsabläufe, die dann ihrerseits Fragestellungen und den theoretischen Blickwinkel verändern oder erweitern konnten.

Im Rahmen meiner Gemeindestudie habe ich mich für eine Reihe unterschiedlicher, sich ergänzender Verfahren entschieden:

a) Quellen und Literaturrecherchen

Ich habe die Entwicklung von Stadtstrukturen (Wirtschafts- und Sozialstrukturdaten) und in gewissem Rahmen auch die Stadtgeschichte anhand von Experteninterviews und Archivmaterialien aufgearbeitet.

b) Teilnehmende Beobachtung bzw. beobachtende Teilnahme

Ich habe in Wurzen von September 1990 bis Ende 1991 dauerhaft bei einer Familie zur Untermiete gewohnt und die Stadt nach diesem Zeitraum immer wieder wochen- oder tageweise besucht. In dieser Zeit war ich nicht nur am Leben einer ostdeutschen Familie beteiligt, sondern konnte auch am städtischen Geschehen teilnehmen. Meine Beobachtungen und Eindrücke habe ich in einem Tagebuch festgehalten.

c) Biographisch-narrative Interviews und Expertengespräche

Den Kern der Studie bilden „biographisch-narrative“ Interviews mit rd. 200 Bewohnern und Bewohnerinnen von Wurzen und der umliegenden Orte die zum Kreisgebiet gehörten. Den größten Teil der Interviews habe ich im Zeitraum September 1990 bis Mai 1992 durchgeführt. Im Zeitraum 1993 bis 1995 habe ich lediglich noch mit 10

Bewohnern Interviews geführt, davon in 9 Fällen wiederholt. Eine weitere intensive Phase von Zweit- und Drittinterviews war die Zeit von März 1996 bis Mai 1996, in denen ich mit 73 Personen erneut gesprochen habe. Aber auch einige neue Interviewpartner wurden von mir einbezogen. Die Auswahl der Personen ist nicht vorab, sondern während des Forschungsprozesses (z. B. über das sog. Schneeballsystem) erfolgt. Entscheidendes Kriterium dabei war, ein möglichst großes Spektrum von Personen mit unterschiedlichen soziobiographischen Merkmalen, sozialen Erfahrungen und Handlungsbedingungen auszuwählen. Zweitens wollte ich einen möglichst umfassenden Überblick über bestimmte soziale Netzwerke, z. B. über Funktionsträger, Personen mit Einfluss, „interne Machtstrukturen“ etc. erhalten.

Die hohe Zahl an Interviews war von mir bei weitem nicht so geplant und hat sich aus der Eigendynamik des Feldes ergeben. Anfang der 90er Jahre war – nach anfangs durchaus vorhandener Skepsis vieler Wurzener gegenüber meinem Projekt – die Bereitschaft zu einem Gespräch überaus hoch. Der gute Einstieg ins Feld ermöglichte mir bis 1996 und auch noch danach viele Folgegespräche. Ich habe somit die 'Gunst der Stunde' genutzt und soviel Interviews wie möglich durchgeführt. Sie dauerten zwischen einer dreiviertel Stunde bis zu vier Stunden und wurden von einigen Ausnahmen abgesehen mit Zustimmung der Gesprächspartner auf Tonband mitgeschnitten. Insgesamt liegen der Studie inzwischen etwas mehr als 450 Tonbandkassetten à 90 Minuten zugrunde. In eine quantitative Auswertung wurden 172 Gesprächspartner/innen einbezogen. Den Interviews lag kein ausgearbeiteter Interviewleitfaden zugrunde. Alle Informationen sollten im natürlichen Erzählverlauf gegeben werden. Ich wollte vermeiden, meine Gesprächspartner durch eine „Leitfadenbürokratie“ einzuengen oder zu verunsichern. Alle Interviews wurden transkribiert.

d) Dokumentarische Photographie

Hinzu kam das Medium Photographie. Um sichtbar zu machen, wie sehr wirtschaftliche und soziale Bedingungen auch das äußere Erscheinungsbild einer Gemeinde geprägt haben und welche Veränderungen erfolgt sind, habe ich rd. 9000 Negative und Diapositive belichtet. Bislang sind daraus vier Ausstellungen entstanden.

e) Sammlung von Alltagskultur

Ein Aspekt, der an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden soll, war das Sammeln bzw. Aufbewahren von Alltagskultur (Schlegelmilch 1996b).

Auswahl der Stadt

Die Entscheidung, für die Gemeindestudie Wurzen, eine mittelgroße Kreisstadt in Sachsen, auszusuchen, fiel nach einer fast dreiwöchigen Reise durch verschiedene Bezirke und Kreisgebiete der ehemaligen DDR, die ich Ende Juli/Anfang August 1990 unternommen habe. Folgende Auswahlkriterien haben mich geleitet.

Um den Veränderungsprozess einer Stadt in seinem durchschnittlichen Tempo zu erfassen und Außeneinflüssen einen nicht zu dominierenden Stellenwert zu geben, sollte der Untersuchungsort einerseits nicht zu nahe an den Grenzen zur Bundesrepublik oder Berlin (West) liegen, mir andererseits aber noch das gelegentliche Pendeln zwischen der ausgewählten Stadt und meinem Wohnort Westberlin möglich

machen. Ich legte daher meine Reise in einem Entfernungsradius von ca. 250 km um Berlin an. Die Einwohnerzahl sollte sich zwischen 18.000 und 25.000 bewegen. Außerdem sollte es sich für die Fallstudie um eine Kreisstadt handeln, da für meine Fragestellung auch Veränderungen in der kommunalen Verwaltungsstruktur von Bedeutung waren. Vom wirtschaftlichen Profil her gesehen, kamen keine Monokulturen in Betracht (rein agrarische Bezirke wie man sie z. B. in Mecklenburg-Vorpommern findet oder Monostrukturen wie z. B. Eisenhüttenstadt mit seiner Stahlindustrie bzw. die vielen Gebiete, die ausschließlich auf Abbau von Braunkohle ausgerichtet sind), sondern möglichst solche Orte, die vielfältige Industriestrukturen aufwiesen. Schließlich wollte ich die Untersuchung nicht in einer der touristisch attraktiven „Vorzeigestädte“ durchführen (z. B. Freiberg, Torgau, Grimma), aber auch nicht in einer der „auf dem Reißbrett“ entstandene Neubaustädte der DDR, die nicht historisch gewachsen waren.

Auf schriftliche Grundlagen zur Planung meiner Reise konnte ich Anfang August 1990 kaum zurückgreifen. Die regionale Gliederung der DDR bestand aus 15 Bezirken, die in 27 Stadtkreise, 189 Landkreise sowie 11 Ostberliner Stadtbezirke untergliedert waren. Insgesamt gab es 227 Kreise. Einen Überblick über die Bezirke mit ihren Kreisstädten, die Anzahl der Wahlberechtigten und die Verteilung der Stimmen gaben die „Ergebnisberichte der Wahlen zu Kreistagen, Stadtverordnetenversammlungen und Gemeindevertretungen“ vom 6.5.1990, die ich vom Statistischen Landesamt Berlin (West) erhielt. Die regionale Gliederung der DDR bestand damals aus 15 Bezirken, die in 27 Stadtkreise, 189 Landkreise sowie 11 Ostberliner Stadtbezirke untergliedert waren (insgesamt also 227 Kreise: Bezirksbuch zitieren). Das Statistische Taschenbuch der DDR von 1989 enthielt eine Übersicht über Gemeinden mit 15.000 und mehr Einwohnern zum Zeitpunkt Jahresmitte 1988. Einen Überblick über die Lokalisierung größerer Industrieansiedlungen konnte ich mir anhand eines erst während der Reise gekauften DDR-Schulatlas¹ verschaffen. Informationen über Einwohnerzahlen und Stadtgeschichte lieferten mir ein paar Reiseführer der DDR. Auf Basis dieser Informationen habe ich meine Reise auf 8 Bezirke und ihre Kreisstädte eingeschränkt (Bezirke Cottbus, Dresden, Frankfurt/Oder, Halle, Leipzig, Magdeburg, Neubrandenburg und Potsdam). Vor Ort habe ich häufig Gespräche mit Einwohnern (Taxifahrern, Kneipenpersonal, Passanten auf der Straße oder aus dem Handel etc.) geführt, um Näheres über die Gemeindestruktur und Industrieansiedlungen zu erfahren und um meine Vorinformationen und eigenen Eindrücke zu ergänzen. Mit der Mischung aus vielfältigen, vor allem mittelständischen Industrien und einem hohen Anteil an landwirtschaftlicher Produktion entsprach Wurzen, so eine Regionalanalyse des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, einem Regionstyp, der in der DDR durchaus verbreitet war (Rudolph 1990).

Gängige Erwartungen nach dem Mauerfall und Überblick über erste Ergebnisse der Studie

Bevor ich die theoretischen Bezüge meiner Studie genauer beschreibe, gehe ich kurz auf einige gängige Annahmen ein, die unmittelbar nach dem Fall der Mauer Ende 1989/90 die politisch-öffentliche Diskussion beherrscht und damit auch Forschungsstrategien in den Sozialwissenschaften beeinflusst haben. Selbstverständlich ist der

beschriebene damalige Diskussions- und Forschungsstand inzwischen längst durch eine Fülle ganz unterschiedlicher empirischer Studien ergänzt worden, die die genannten Defizite längst ausgeglichen haben. Für die Anlage und Argumentation der Wurzeln-Studie ist es jedoch wichtig, sich noch einmal vor Augen zu halten, dass sich soziologische Erforschung der DDR bis zum Zeitpunkt der Wende, von wenigen Ausnahmen abgesehen, fast nur auf parteioffizielles Material stützen konnte und auch aus einer Reihe anderer (z. T. politisch-ideologischer) Gründe lange Zeit ein Randphänomen in den westdeutschen Sozialwissenschaften geblieben ist. Auch gibt es für derart gravierende gesellschaftliche Strukturumbrüche wenig vergleichbare Fälle, auf die die Forschung hätte zurückgreifen können. Dementsprechend war die Diskussion über den Transformationsprozess und gesellschaftliche Zustände des anderen Teil Deutschlands zunächst verstellt durch Pauschalisierungen, Vorurteile und einen zum Teil stark moralisierenden Duktus (vgl. Lepenies 1992).

„Nichts bleibt, wie es war“ (Blohm/Herzberg Hg. 1990). Diese Auffassung dominierte lange Zeit die Diskussion über den Transformationsprozess. Die Etablierung eines neuen Gesellschaftssystems in den ostdeutschen Ländern würde nicht nur einen vollständigen Bruch vergangener ökonomischer, sozialer und institutioneller Strukturen bedeuten, sondern man antizipierte damit auch eine völlige Veränderung vertrauter Lebenszusammenhänge bis hin zum Verlust der „DDR-Identität“ (z. B. Schulz/Wielgohs 1990). Nach der Wende würde sich, so hörte man immer wieder, auf Basis einer schnellen Wohlstandssteigerung eine ebenso rasche gesellschaftliche Differenzierung und Individualisierung vollziehen. Damit will ich nicht nur die inzwischen immer wieder zitierten Prophezeiungen von den 'blühenden Landschaften' in Erinnerung rufen, sondern vor allem die damals verbreitete Erwartung, dass sich auch Lebensstile, Einstellungen, Mentalitäten und Wertvorstellungen der Ostdeutschen schnell an die im Westen angleichen würden. Man ging darüber hinaus mehrheitlich davon aus, dass diese Anpassung von den Ostdeutschen überwiegend auch gewollt werde, weil der Sozialismus sowohl wirtschaftlich als auch vom politischen System her weitgehend diskreditiert und nur noch als negative Referenz wirksam sei. Nur wenige Autoren hielten auf längere Sicht gesehen mentale Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschen für möglich und warnten davor, dass sich die Mentalitäten und Gewohnheiten der DDR-Bürger im Vergleich zu einem raschen Austausch der Institutionen wesentlich langsamer verändern könnten (Lepenies 1992, Offe 1991a und 1991b). Wenn aber neue Institutionen

sich mit Leben füllen statt dahinwelken und schließlich verdorren sollen, dann ist Voraussetzung dafür, dass sie von ihrer jeweils spezifischen gesellschaftlichen Basis her als sinnvolle und zweckmäßige Einrichtungen anerkannt werden. Sie müssen aufsitzen auf Traditionen, Routinen, Erwartungen, Erfahrungen und Qualifikationen, die mit der Einrichtung der Institutionen selbst nicht automatisch miterzeugt werden. (Offe 1991, 79)

Nicht also in der Angleichung wirtschaftlicher und institutioneller Bedingungen wurden Probleme erwartet, sondern in der Ungleichzeitigkeit der Mentalitäten und Gesinnungen, die West- und Ostdeutschland noch viel länger prägen würden (Lepenies 1992, 12).

In der Diskussion, wie man die Herrschaftsstrukturen der DDR analysieren sollte, lag das Schwergewicht auf Modellen eines totalitären Staates, der die Menschen bis auf eine kleine Machtelite weitgehend zu Opfern oder passiven Mitläufern des Herrschaftssystems machte. Die SED-Herrschaft, das waren aus westlicher Sicht zunächst vor allem Parteidiktatur, politische Repression und Disziplinierung durch Staatssicherheit, sowjetische Militärpräsenz, Mauer und Stacheldraht. Andere Formen der Herrschaftssicherung gerieten häufig aus dem Blickfeld. Der ausschließliche Blick auf Institutionen und einen alles dominierenden Zwang teilte die Ostdeutschen in Herrschende und Beherrschte, Täter und Opfer. Wenn daher von Kontinuität in Ostdeutschland die Rede ist, dann lediglich in der Kontinuität einer undemokratischen Kultur seit dem Dritten Reich. Dem aus westlicher Sicht dominierenden staatlichen Machtmonopol entsprach die Vorstellung einer weitgehenden „Entsubjektivierung“ und einem „Zustand der sozialen Entdifferenzierung“ (vgl. zusammenfassend Kohli 1994a, 36). Gemessen am Kriterium der funktionalen Differenzierung als Kennzeichen der Moderne erschienen die Lebensverhältnisse in der DDR als weitgehend uniform und antimodern. Auch Aspekte regionaler Unterschiede (regionale Wirtschaftsstrukturen, Traditionen) schienen zunächst von geringer Bedeutung zu sein.

Und schließlich wurde die DDR nach ihrem Zusammenbruch aus westdeutscher Sicht überwiegend von ihrem Ende und damit aus der Perspektive ihrer Instabilität aus betrachtet. Nur wenige wandten dagegen ein, dass die Mehrheit der Bevölkerung in Ost und West im Laufe der Geschichte von der Dauerhaftigkeit der DDR ausgegangen sei als von ihrem raschen Ende (vgl. Joas/Kohli 1993, 9).³ Forschung konzentrierte sich auch lange Zeit auf die Zeit des Mauerfalls und tagesaktuelle Fragen. Von der theoretischen und empirischen Analyse vergangener Herrschafts- und Lebensverhältnisse in der DDR blieb sie zunächst weitgehend abgekoppelt.

Ich bin nun in der ersten Phase meiner Studie auf eine ganze Reihe von Ergebnissen gestoßen, die quer zu den eben beschriebenen Auffassungen und Trends in der sozialwissenschaftlichen oder politisch-öffentlichen Diskussion über die DDR-Gesellschaft und ihre Transformation standen. Sie führten einerseits zu einer Erweiterung der theoretischen Verortung meiner Studie und lieferten andererseits die Grundlage für eine theoriegeleitete thematische Eingrenzung der Studie:

Die erzählten Biographien widersprachen dem gängigen Bild, die DDR-Lebensverhältnisse, Einstellungen und Verhaltensformen der Menschen seien weitgehend uniform gewesen. Die beabsichtigte ökonomische Gleichstellung, eine auf größere Einheitlichkeit ausgerichtete Sozialstruktur, vielfältige kollektiv organisierte Lebensverhältnisse, eine fehlende funktionale Differenzierung sowie starke politische Einflussnahme schlossen weitreichende individuelle Spielräume zur Gestaltung des Lebens nicht aus. Selbst in einem so sichtbar von der Politik beherrschten Staat wie der DDR spielte die politische Zugehörigkeit für die Unterschiede in den Lebensverhältnissen, Verhaltens- und Denkweisen offenbar nicht immer die dominierende Rolle. Auch das kommunalpolitische Geschehen hatte durchaus seine „Eigengesetzlichkeit“

3 Unmittelbar nach der Wende entwickelte sich daher eine lebhafte Diskussion darüber, inwieweit man von erheblichen Defiziten der DDR-Forschung im Westen sprechen müsse (vgl. dazu beispielhaft Jesse 1990; Becker 1991; Schlicht 1991; Giesen/Leggewie (Hg.) 1991, 7 ff.; Kocka 1992, Thomas 1992 (Hg.), 7 ff. und Joas/ Kohli (Hg.) 1993, 11). Vgl. Vgl. dazu auch Pirker u.a. (1995, 1), die sich mit dem Problem der Ex post Interpretation auseinandersetzen. Diese sind immer der Gefahr ausgesetzt, in einen retrospektiven Determinismus umzuschlagen.

ten“ und war bei weitem nicht immer der verlängerte Arm der Partei. Zudem wurden Systemzwänge und Lebenschancen sehr unterschiedlich empfunden.

Auch eine übertriebene Westorientierung war entgegen vieler Annahmen, die auch von ostdeutschen Forschern geäußert werden⁴, nach meinen Ergebnissen nicht sichtbar und wenn, erst seit Mitte bzw. Ende der 80er Jahre aufgetreten. Selbstverständlich hatten die meisten nicht auf Westfernsehen verzichtet oder wünschten sich bestimmte westliche Konsumgüter. Solche Formen von Westorientierung hatten jedoch weniger etwas von einem „Dort Leben wollen“, sondern von dem Wunsch „so zu leben wie im Westen“. Immer wieder hatten sich meine Interviewpartner die Frage gestellt: Warum sind bei uns, in der DDR, bestimmte Dinge nicht möglich?

Es kristallisierte sich im Laufe der Studie deutlich heraus, dass die differenzierten lebensgeschichtlichen Vergangenheiten sowie das jeweilige Verhältnis zu Staat und Partei unterschiedliche individuelle Ausgangspunkte und Problemlagen im Transformationsprozess bedeuteten. Die auffälligsten Unterschiede in den bisherigen Lebensverhältnissen und der Beurteilung der Lebenschancen vor und nach der Wende ergaben sich aus der Zugehörigkeit meiner Interviewpartner a) zu verschiedenen Generationen und b) zu verschiedenen Berufsgruppen und Wirtschaftssektoren.

Aus meinen Interviews ergaben sich überraschend viele Hinweise auf vielschichtige positive Bindungen an den DDR-Staat. Ich stieß auf ein ausgeprägtes Bewusstsein kultureller Identität, Heimatliebe und regionaler Bodenständigkeit. Das schloss nicht aus, dass meine Gesprächspartner nicht immer wieder auf die massiven Zwänge und Einschränkungen, unter denen sie in diesem Staat zu leiden hatten, hingewiesen haben. Dennoch sind auch viele Faktoren der Zustimmung hervorzuheben. Allerdings wurde schnell deutlich, wie sehr gesellschaftliche Stabilität, Akzeptanz und auch Gefühle der Enttäuschung in der Bevölkerung in den einzelnen historischen Phasen gewechselt haben. Der Herrschaftsmodus, die ökonomischen Verhältnisse und die Lebensbedingungen haben sich in der DDR im Zeitverlauf immer wieder verändert und einzelne Generationen in unterschiedlicher Form geprägt. Die ersten Gespräche zeigten bereits deutlich, wie sehr das Alter (Lebensphase) und die Generationszugehörigkeit die jeweilige Haltung zu Staat und Partei in der DDR, aber auch zur Deutschen Einheit beeinflusst haben. Während man davon ausgehen konnte, dass die älteren Generationen dem System nicht zuletzt wegen ihrer bisherigen Erfahrungen (Weltwirtschaftskrise, Zweiter Weltkrieg) und der ihnen ermöglichten gesellschaftlichen Aufstiege bis zuletzt verbunden geblieben sind, gelten die nach 1950 Geborenen als systemkritischer und waren von der zunehmenden Reduktion beruflicher Karrieren betroffen (Mayer 1993, Kohli 1994a). Vertreter dieser Generation engagierten sich - oft unter dem Dach der Kirche - häufig im sozialen Bereich und vertraten bei ihren Forderungen nach Reformen ethisch-moralische Ziele wie Demokratisierung, Erhalt der Umwelt und die Einhaltung der Menschenrechte (z. B. Reisefreiheit). Zwar stellten diese Jahrgänge einen großen Teil der Ausreisewilligen in den 80er Jahren, dennoch sprachen sich auch viele bis zuletzt für ein Bleiben in der DDR aus und drängten auf die Verwirklichung eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ (vgl. Schlegelmilch 1993 und 1994). Richtig ist wohl, dass sich der Loyalitäts- und Legitimitätsverfall, der zum Zusammenbruch der DDR beitrug, langsam entwickelt hatte und durch bestimmte Faktoren in den 80er Jahren beschleunigt wurde. Dennoch

4 So spricht z. B. Pollack (1992) von der allabendlichen kollektiven Abwanderung durch das Westfernsehen und davon, die Ostdeutschen hätten ihr Herz „über die Mauer geworfen“.

überraschte mich zunächst, wie häufig in den Interviews immer wieder betont wurde, dass die Wiedervereinigung lediglich die letzte Etappe eines Prozesses gewesen sei, der zunächst gar nicht aus dem Willen zur nationalen Einheit in Gang gekommen sei. Bei den meisten meiner Interviewpartner lag die deutsche Einheit zu Beginn der Wendezeit nicht nur außerhalb des persönlichen Blickwinkels, sondern vielfach auch außerhalb dessen, was sie für wünschenswert hielten. Im Vordergrund standen innere Reformen im Rahmen einer weiterhin existierenden sozialistischen Gesellschaft. Worüber man stritt, war der Weg dorthin.

Zentral für die gesellschaftliche Akzeptanz der DDR schienen, so mein erster Eindruck, neben der ökonomischen Grundversorgung und sozialen Sicherheit - die bei politischer Anpassung gegeben war - gemeinschaftliche Lebensformen und Werte gewesen zu sein. Über alle Schichten, Alters- und Berufsgruppen sowie politische Unterschiede und gegenwärtige Entwicklungswege hinweg sind sich die meisten Wurzer, mit denen ich gesprochen habe, in einem Punkt weitgehend einig gewesen: Die sozialen Beziehungen in der DDR, besonders in kleineren Städten, auf dem Land und insbesondere am Arbeitsplatz, seien im Vergleich zur Gegenwart menschlicher, wärmer und unkomplizierter gewesen als heute. Man hätte mehr Zeit und mehr Verständnis füreinander gehabt, und es hätte vor allem eine größere Hilfsbereitschaft unter den Menschen gegeben. Wir waren wie „eine große Familie“ oder „es war wie eine verschworene Gemeinschaft“ hörte ich oft. Diese Gemeinschaftlichkeit sei, so wird immer wieder betont, weniger unter staatlichem Zwang erfolgt und habe in der Regel nichts mit der politisch verordneten Ideologie zu tun gehabt. Die Erinnerung an den ehemals besseren Zusammenhalt schließt nicht aus, dass eine Reihe von Leuten betonen, dass es lediglich die Mangelwirtschaft gewesen sei, die die Menschen zusammengeschweißt hätte und dass der Zusammenhalt in den letzten Jahren der DDR abgenommen und die Bspitzelung zugenommen hätte. Auch wird nicht ausgeblendet, dass mit staatlich verordneten kollektiven Lebenszusammenhängen Herrschaftsmechanismen und massive Kontrolle verbunden waren. Dennoch sind es ausgesprochen wenige Gesprächspartner, die im Nachhinein in den gelebten Gemeinschaftsformen ausschließlich staatlichen Zwang sehen, der jede Form von Individualität unterdrückt hätte. Und selbst eine Unzufriedenheit mit der alten Gesellschaft hat den positiven Bezug auf ein Gemeinschaftsideal bei den meisten nicht wesentlich schwächen können. Von der neuen Gesellschaft erwartete man dagegen in erster Linie den Verlust vergangener Gemeinschaftsformen, rücksichtslose Individualität, Konkurrenz und zwischenmenschliche Distanz (Vgl. Schlegelmilch 1995).

Der Focus auf eine ostdeutsche Kreisstadt machte deutlich, dass in der DDR offenbar erhebliche regionale Unterschiede bestanden haben, die auf der Ebene von Stadt-Land-Unterschieden, aber auch als wirtschaftliche und soziale Unterschiede zwischen Städten und Regionen analysiert werden können. Diese regionalen Unterschiede wurden auch von ostdeutschen Forschern und Forscherinnen zu Beginn wenig thematisiert. Stattdessen bezog man seine Wahrnehmungen und Analysen aus der Wirklichkeit der Großstadt (meist Berlin, Leipzig oder Dresden) und verallgemeinerte sie auf die Provinz. Viele der ersten Diskussionen und Analysen spiegelten nach meiner Einschätzung die verschiedenen Dualismen, von denen die DDR geprägt war, zu wenig in ihrer spannungsvollen Ambivalenz wider. Natürlich lag es nahe, in der Transformationsforschung über Ostdeutschland zunächst einmal auf das Ende der DDR und die darauf folgenden Veränderungen und Brüche zu achten. Gleichwohl bin ich bereits in der

ersten Forschungsphase auch auf überraschend viele lebensweltliche und kommunale Kontinuitäten gestoßen, die sich nicht nur für den Systemwandel von 1989 feststellen lassen, sondern auch schon für das Jahr 1945. Unbestritten haben politische Veränderung der Eigentumsverhältnisse, die Entnazifizierung, die gezielte Förderung der Arbeiterklasse und die Schaffung einer neuen Intelligenz und Führungsschicht sowie zahlreiche Eingriffe in die Berufsstrukturen auf der einen Seite zu völlig neuen Strukturen und Positionen im Sozialgefüge geführt und erhebliche sozialstrukturelle Umschichtungen sowie die massenhafte Abwanderung bestimmter Schichten (Intelligenz, Großunternehmer) bewirkt, die für einzelne Personen bis hin zu ganzen Berufsgruppen mit unterschiedlich hohen Gewinnen oder Verlusten verbunden waren. Andererseits haben die staatlichen Umgestaltungsmaßnahmen nicht zum völligen Verschwinden traditioneller Milieus und ihrem gesellschaftlichen Einfluss beigetragen. Unabhängig von der veränderten ökonomischen Basis und einem anderen sozialen Status konnten milieuspezifische habituelle und kulturelle Distinktionen fortleben und zu einem Teil an die nächste Generation weitergegeben werden. Eine oft in der Forschung unterstellte vollständige Unterdrückung z. B. bürgerlicher Familientraditionen, mittelständischer Unternehmensstile oder alter bäuerlicher Lebensformen konnte ich im Rahmen der Wurzten-Studie nicht feststellen. Das Ziel der Angleichung der Lebensverhältnisse und sozialen Homogenisierung stieß stets an Grenzen, die auch von der SED nicht geleugnet werden konnten. Das bedeutet nicht, dass sich die sozialen und kulturellen Restbestände traditioneller Milieus und Mentalitäten im Laufe von 40 Jahren DDR nicht auch verändert und einen Bedeutungswandel erfahren haben. Auch konnten alte und neue Milieus und Mentalitäten verschiedene Verbindungen eingehen.⁵

Nach 1989, dies kann die Wurzten-Studie zeigen, konnten die in der DDR politisch überformten oder still gestellten sozialen Unterschiede teilweise eine neue Dynamik entfalten. Ressourcen mussten längst nicht alle - wie häufig angenommen - neu erworben werden, sondern konnten lediglich reaktiviert zu werden. Andererseits stellten sich traditionelle Milieus, die benachteiligt oder stark beeinträchtigt wurden, nach der Wende nicht einfach wieder her, haben jedoch ihre spezifische Färbung bis heute erhalten können. Die institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen, die die Politik der Bundesrepublik Deutschland im Transformationsprozess geschaffen hat, haben diese Dynamik, dies kann man am Beispiel von Wurzten sehen, zum Teil gefördert, zum Teil behindert.

Zum Verständnis der subjektiven Verarbeitungsformen der Wende und städtischer Veränderungsprozesse nach 1989 reichte - das wurde mir im Verlauf der Forschungsarbeit immer deutlicher - der Blick auf die unmittelbaren Vorwendejahre keinesfalls aus. Vielmehr mussten historische Etappen der DDR, Lebenswege verschiedener Generationen und regionale Rahmenbedingungen berücksichtigt werden, die weit in die DDR-Geschichte und sogar noch davor zurückreichen. Die DDR lässt sich weder ausschließlich von ihrem Ende noch von ihrem Anfang her begreifen, lautet ein wichtiges Fazit der Wurzten-Studie, sondern bildet ein historisches Kontinuum, das in den Kontext der gesamten deutschen Vergangenheit gestellt werden muss. Die ersten Intervieweindrücke vermittelten zudem den Eindruck, dass der ausschließliche Blick auf

⁵ Vgl. Kaelble/Kocka/Zwahr (Hg.) 1994, Vester u.a. 1995 und besonders die neuere Studie von Alheit u. a. 1999.

den Zerfall politischer Macht, die sich anscheinend vor allem auf äußere Macht und die Geschlossenheit der Grenzen zu stützen schien, zu kurz greift. Es war dem Staat, wenn auch nicht für alle gleichermaßen und auch nicht in jeder historischen Etappe, durchaus gelungen, eine gewisse Basis für Loyalität und Legitimität der sozialen Ordnung und Macht in der DDR herzustellen. Ein hohes legitimatorisches und integratives Potential besaßen in der DDR, so das Fazit meiner Studie, offenbar Wertvorstellungen und soziale Strukturen, die sich auf Ordnungsprinzipien von Gemeinschaft bezogen. Ich erweitere daher das theoretische Fundament der biographietheoretischen und gemeindesoziologischen Ansätze um Theorien sozialer Ordnung, in denen Gemeinschaftsideale und gemeinschaftlich organisierte Beziehungen eine besondere integrative und stabilisierende Bedeutung haben.

Fragen, die den systemimmanenten sozialen Differenzierungen, individuellen und kollektiven Handlungsspielräumen, Kohäsionsfaktoren, der Legitimität und Stabilität der sozialen Ordnung in der DDR nachgehen, dürfen nicht mit einer nachträglichen Rechtfertigung des Systems verwechselt werden, sondern bilden eine wichtige Voraussetzung dafür, um jetzige Formen von Akzeptanz oder Unzufriedenheit der Ostdeutschen mit den gesamtdeutschen Verhältnissen beurteilen und verstehen zu können. Die Entwicklungsdynamik der DDR-Gesellschaft darf zudem nicht als eindimensionaler, linearer Prozess verstanden werden, sondern muss in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit von Kontinuität und Diskontinuität, Differenz und Homogenität, Zwang und Zustimmung, Stabilität und Zerfall begriffen werden (vgl. auch Huinink/Mayer 1995, 9). In diesem Sinne schließe ich mich denen an, die dafür plädieren, die DDR-Gesellschaft „als reale Bedingung der Transformation ernst zu nehmen“ (Huinink/Mayer 1995, 9).

Forschungstraditionen und theoretische Grundlagen

Biographie

Die Studie orientiert sich an einer Biographieforschung, die Biographien als Resultat des Zusammenspiels von individueller Lebensführung und gesellschaftlichem Wandel begreift. Biographien bilden nicht nur den Bezugsrahmen, in dem sich aktuelle Handlungen und Deutungen vollziehen und interpretiert werden können, sondern sie sind gleichermaßen als spezifische Verlaufsmuster individueller Entwicklungen und vor allem auch Entscheidungen zu betrachten.⁶ Die Verarbeitung von Lebensereignissen, Risikolagen und Statuspassagen im Lebensverlauf ist ein zentrales Thema innerhalb der Biographieforschung.⁷ Man geht davon aus, dass Lebensläufe durch die Einwirkung von Lebensereignissen wie z. B. die Wende umstrukturiert werden und neu justiert werden müssen. Die subjektiven Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien sind erstens davon abhängig, auf welche individuellen⁸ und auf welche strukturellen⁹

6 Vgl. ausführlich Kohli/Robert (Hg.) 1984, 4, Kohli 1994b und Hildenbrand u.a. 1984. Zur generellen Berücksichtigung individueller Handlungsstrategien bei Prozessen sozialen Wandels vgl. auch Kohli 1986 und 1988.

7 Vgl. zusammenfassend Kohli 1986; Hoerning 1987 und 1992.

8 Unter individuellen Ressourcen werden dabei zugeschriebene und/oder erworbene Merkmale oder Kapitalien verstanden, wie z. B. soziale Herkunft, Erziehung, Ausbildung, Geschlecht, sozialer Status, Lebensalter, Religionszugehörigkeit, Netzwerkzugehörigkeit etc. (Hoerning 1987, 98).

Ressourcen zum Zeitpunkt der Veränderung zurückgegriffen werden kann. Zum anderen kommt es darauf an, welche lebensgeschichtlichen Erfahrungen, Prägungen und Muster in das gegenwärtige wie zukünftige biographische Projekt nicht nur hineinwirken, sondern gleichzeitig als Handlungsmittel dienen, die zur Bewältigung von biographischen Planungs- und Handlungsbrüchen verwendet werden (Hoerning 1988, 47; Bude 1984).

Die Auswirkungen historischer Veränderungen auf den Lebensverlauf werden in der soziologischen Diskussion darüber über das Konzept der Generationen thematisiert (vgl. Kohli 1980, 307 ff., Mannheim 1967, Bude 1987). Die gesellschaftlichen Lebenslaufmuster und Biographien ändern sich im Rahmen der historischen Entwicklung und sind durch die verschiedenen Gesellschaftssysteme kulturell unterschiedlich geprägt. Sie spiegeln damit nicht nur eine individuelle Vielfalt, sondern auch strukturelle Aspekte eines gesellschaftlichen und geschichtlichen Kontextes wider.

Bezogen auf die Ergebnisse der Oral History, aber durchaus auch in unserem Kontext sinnvoll, kritisiert Zang, dass sich Forschungsprojekte als Resultat praktischer Zwänge zu sehr in der einzelbiographischen Perspektive verlieren würden: „Biographien zu sammeln, darstellend zu interpretieren und gleichzeitig die Orts- und Regionalgeschichte zu bearbeiten“ übersteige meist „die Kräfte und Mittel herkömmlicher Förderung“ und zwingt „... unter der Hand zu bloßen biographisch-analytischen Interpretationen“ (Zang 1986, 98 f.). Die Wurzeln-Studie beabsichtigte in diesem Sinne die einzelbiographische Perspektive zu überschreiten und die unterschiedlichen Einzelperspektiven auf das städtische Leben mit regional-historischen Daten zu einem Gesamtbild zusammenzuführen.

Über biographische Verläufe und Alltagsorientierungen der Menschen in der ehemaligen DDR wusste man im Westen 1990 wenig.¹⁰ Das lag daran, dass die Möglichkeiten, vom Westen aus Einblicke in den real-sozialistischen Alltag zu bekommen sehr begrenzt waren. Soziologische Erforschung der DDR konnte sich von wenigen Ausnahmen abgesehen, fast nur auf parteioffizielles Material stützen, blieb aber auch aus einer Reihe anderer (z. T. politisch-ideologischer) Gründe lange Zeit ein Randphänomen in den westdeutschen Sozialwissenschaften.¹¹ So überwog die Erforschung von Institutionen, Parteiherrschaft und ihre Legitimation ohne die Perspektive der Handelnden einzubeziehen. Die DDR-eigene empirische Soziologie konnte sich überhaupt erst Anfang der 60er Jahre entwickeln, blieb lange Zeit ein Außenseiterfach und unterlag vielerlei Reglementierungen und Zugangsbeschränkungen. In einer Gesellschaft, in der eine Partei an ihrem Führungsanspruch festhielt, Konflikte weitgehend hinter den Kulissen der Öffentlichkeit ausgetragen wurden und abweichende Meinungen als Ergebnis „ideologischer Unklarheit“ gewertet wurden, musste die Kluft zwischen offizieller Geschichtsschreibung und Alltagserfahrung notwendigerweise groß

9 Zu den strukturellen Ressourcen gehören z. B. das Angebot an Arbeitsplätzen, materielle Hilfen etc. (Hoerning 1987, 98).

10 Eine Ausnahme ist die Studie von Niethammer u.a. 1991.

11 Unmittelbar nach der Wende entwickelte sich daher eine lebhafte Diskussion darüber, inwieweit man von erheblichen Defiziten und einer lange Zeit verengten Sichtweise der DDR-Forschung im Westen sprechen müsse. Vgl. dazu beispielhaft Jesse 1990; Becker 1991; Schlicht 1991; Giesen/Leggewie (Hg.) 1991, 7 ff.; Kocka 1992, Thomas 1992 (Hg.), 7 ff. und Joas/ Kohli (Hg.) 1993, 11.

bleiben.¹² Die genannten Einschränkungen lebensweltlicher und/oder biographischer Dokumentationen sind der Grund dafür, dass biographische Skizzen und aus privaten Dokumenten bzw. mit Hilfe von Tonbandprotokollen rekonstruierte Lebensläufe und Alltagserfahrungen in der DDR seit Anfang der 70er Jahre in die Literatur verlagert wurden. Dabei lässt sich, besonders nach den Ende der 70er Jahre bekannt gewordenen Frauenprotokollen von Maxie Wander (1979), ein deutlicher Anstieg (halb-)dokumentarischer Berichte erst wieder vor dem 40. Jahrestag der DDR erkennen.¹³

Gemeinde

Der plötzliche Wechsel eines ganzen Gesellschaftssystems bot sich als historischer Augenblick für eine Gemeindestudie geradezu an. Werfen wir kurz einen Blick auf die Entstehung von Gemeindestudien und konzentrieren uns dabei auf die Forschungsarbeiten, denen es auf der Basis ethnographischer Erkenntnisstrategien vor allem um „das Entdecken des Unbekannten“ geht.¹⁴ Unbekanntheit ist dabei auf nicht kulturelle Fremdheit einzuengen, sondern schließt Unbekanntheit der eigenen Kultur ein (Amman/Hirschauer 1997, 9).

Die theoretische und empirische Frage nach der Beschaffenheit einer Gemeinde ist vor allem in der deutschen Tradition stets sehr eng mit Fragen nach Gemeinschaft verknüpft. Die lokale Gemeinde bedeutet eine räumliche Nähe ihrer Mitglieder, über die sich soziale Beziehungen wesentlich konstituieren. Die Stadt- und Gemeindesoziologie entstand Mitte des 19. Jh. mit dem Übergang von einer agrarischen zu einer urbanen Gesellschaft sowie mit der Ausbreitung der Industrialisierung. Sie thematisierte die tatsächlich stattfindenden, nicht selten aber auch nur die befürchteten sozialen und kulturellen Veränderungen, die diese Entwicklungen für das soziale Zusammenleben haben könnten. Der gedankliche Gegenpol dazu war die Idealisierung kleiner Gemeinden als „guter Gemeinschaft“, in denen durch ihre räumliche Überschaubarkeit und Nähe noch emotionale Verbundenheit und soziale Geborgenheit herrschen würden. Die frühen deutschen Beiträge der Stadt- und Gemeindesoziologie zeichnen sich dadurch aus, dass sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ausgesprochen theorieorientiert waren (Tönnies 1991, zuerst 1887; Simmel 1993, zuerst 1901; Plessner 1974, zuerst 1924). Als politischer, ökonomischer und sozialer Faktor von Vergesellschaftung wurde die Stadt zum Kernbestandteil einer Theorie des sozialen Wandels (vgl. Häußermann/Siebel 1994). Das Wort Gemeinde hat - nicht nur im deutschen Sprachraum - immer eine doppelte Konnotation: Es umfasst zum einen eine spezifische räumliche Dimension im Sinn einer lokal abgegrenzten sozialen Einheit und Nachbarschaft, andererseits schwingt mit Gemeinde immer auch die Bedeutung von Gemeinschaft im allgemeinen Sinn sozialer Verbundenheit mit. Auch begrifflich standen Gemeinde und Gemeinschaft seit Beginn der soziologischen Theoriebildung

12 Vgl. dazu auch Niethammer 1989, 285 ff.; Lindner 1991, 247 ff.

13 Siehe dazu den Bericht von Schröder (1992, 245) zur sekundäranalytischen Auswertung bisheriger qualitativer Erhebungen und der Interviewliteratur der DDR. Einen Überblick über (auto-)biographische Forschung und Literatur findet man bei Linder 1991; Jäger 1992; Hanke 1987; Mohr 1994; zusammenfassend auch Schlegelmilch 1994, 18 ff.

14 Siehe Hirschauer/Amann (Hg.) (1997, 9) in ihrer methodisch-normativen Einschätzung der Ethnographie als Form soziologischer Erkenntnis.

in enger Beziehung.¹⁵ Der schnelle soziale Wandel des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der sich als zunehmender sozialer und kultureller Differenzierungsprozess, Landflucht bzw. wachsender Gegensatz von Stadt und Land manifestierte, wurde zuerst von F. Tönnies in Form der Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft analysiert. Er ging davon aus, dass die traditionellen Lebensgemeinschaften, die an agrarische Lebensverhältnisse, den Familienverband und personale Autoritäten gebunden waren, Ordnung, Stabilität und Schutz gegen eine feindliche Umwelt versprochen hätten. Einer solchen Gemeinschaft seien starke moralische Elemente und zwischenmenschliche Emotionen (Liebe, Loyalität, Ehre, Freundschaft) inhärent. Räumlich verortet ist die Gemeinschaft nach Tönnies im Dorf. Die zunehmende Vergesellschaftung dagegen schlage sich in der Herausbildung von Großstädten nieder, in denen die sozialen Beziehungen unorganisch und künstlich seien. Hier dominieren seiner Auffassung nach Individualismus, soziale Kälte, vernunftgesteuerte Kontrakte, das Fortschreiten vom Willen zu bloßem Interesse (reines Nutzenkalkül) und der wachsende Gegensatz zwischen Kopf- und Handarbeit sowie zwischen Einheimischen und Fremden. Auch wenn der stark sozialromantische und antikapitalistische Grundton, der bei Tönnies mitschwingt von seinen Zeitgenossen nicht geteilt wurde und sein theoretisches Konzept häufig sogar kaum beachtet wurde, fassten maßgebliche Theoretiker wie Werner Sombart, Max Weber oder Georg Simmel doch ebenfalls die Modernisierung in die Form eines Dualismus von Gemeinschaft und Gesellschaft. Allerdings variierten sowohl die Begriffe als auch die Lösungsformen dieses Dualismus, und nicht in jedem Fall wurden Vergesellschaftung und Modernisierung mit einer unwiderruflichen Zerstörung jeglicher gemeinschaftlichen Bindung in Verbindung gebracht.¹⁶ Die empirische Klärung gesellschaftlicher Veränderungen wurde dann häufig im Rahmen regional oder lokal begrenzter Gemeindestudien vorgenommen. Da man davon ausging, dass sich gesellschaftliche Veränderungen vor allem in größeren Städten zeigen, dienten diese als Modelle (*pars pro toto*), aus denen man allgemeine Schlüsse über die gesellschaftlichen Zustände und Entwicklungstrends zu ziehen glaubte. Andererseits führten wachsende Unübersichtlichkeit und Größe der Städte sowie die Tatsache, dass man methodisch zu groß angelegten Survey noch nicht in der Lage war, dazu, dass sich gemeindesoziologische Studien auch auf das Alltagsleben in überschaubaren Klein- und Mittelstädten konzentrierte. Gegen den Ansatz, die Gemeinde als paradigmatisch, bzw. repräsentativ für die Gesamtgesellschaft zu verstehen, wurden allerdings auch kritische Einwände erhoben. Gemeindestudien, so der Vorwurf, würden Gemeinden zu sehr als geschlossene und autonome Gebilde betrachten. Moderne Gemeinden seien jedoch komplex und würden immer häufiger gesellschaftliche Funktionen übernehmen, die über den Umkreis der Stadt hinausweisen. Sie sei selbst in immer stärkerem Maße von der Gesellschaft abhängig.¹⁷ Im folgenden möchte ich einige wenige exemplarische, klassische Gemeindestudien nennen, die von ihrem Untersuchungsdesign und dem qualitativen Metho-

15 Vgl. Brunner (Hg.) 1979; König 1958 und 1966, Arensberg 1974. Zum Überblick über die Entwicklung der Gemeinde- und Stadtsoziologie vgl. Häußermann/Siebel 1994, Häußermann 1994..

16 Vgl. Durkheim's Begriffe der mechanischen und organischen Solidarität (Durkheim 1992) oder die Begriffe Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung bei Weber (1976). Auch Plessner (1981) wendet sich gegen einen Dualismus von Gemeinschaft und Gesellschaft. Zusammenfassend: Nisbet 1993.

17 Stellvertretend: Institut für Sozialforschung o.J. (1956), 133 ff.

denmix her die weitere empirische Sozialforschung – nicht nur im Bereich Gemeindeforschung – maßgeblich beeinflusst haben und für die Wurzeln-Studie Vorbild sind.

In den USA wurden die ersten ethnographisch angelegten Gemeindestudien vor allem in den Jahren 1920 bis 1935 von einer an der Chicago School of Sociology arbeitenden Forschergruppe („Chicago School“) durchgeführt. Ihre Studien sind nicht nur als Klassiker in die Soziologiegeschichte eingegangen, sondern haben weltweit bis in die Gegenwart zu einer Vielzahl ähnlicher Forschungsprojekte inspiriert. Ihr Interesse richtete sich auf die alltäglichen Lebenswelten in den rapide wachsenden Großstädten, aber auf überschaubare Klein- und Mittelstädte.¹⁸ Der Gegensatz von Gemeinschaft und Gesellschaft und die Furcht vor Gemeinschaftsverlust spielten in der amerikanischen Gemeindeforschung jedoch weder theoretisch noch empirisch eine ähnlich große Rolle wie in der deutschen Diskussion. Innere wie äußere Erfahrungswelten sollten aus der Perspektive der Handelnden mit hohem Wirklichkeitsbezug detailliert beschrieben, rekonstruiert und verstanden werden. Viele verbanden ihre Ansätze mit Konzepten und Methoden der Lebenslauforschung.¹⁹ Den wirklichkeitsnahen Fragestellungen entsprach eine besondere Methodenvielfalt und Interdisziplinarität, in der qualitative Verfahren wie die teilnehmende Beobachtung, das Führen von Feldtagebüchern sowie Interviews, die auch Gelegenheitsgespräche auf der Straße etc. einschlossen, deutlich überwogen. Die Mitte der 20er Jahre entstandene Studie über „Middletown“ gilt allgemein als Begründung einer kulturanthropologischen Ausrichtung der Gemeindeforschung. Das Forscherehepaar Lynd/Lynd wohnte im Zeitraum 1924/25 18 Monate in einer mittelgroßen Stadt in Indiana (Muncie) mit dem nur sehr allgemein formulierten Ziel, den Wandel der sozialen Institutionen und Beziehungen sowie des kulturellen und politischen Klimas seit 1890 zu untersuchen.

To sum up, then, the following pages aim to present a dynamic functional study of the contemporary life of this specific American community in the light of the trends of changing behavior observable in it during the last thirty-five years.
(Lynd/Lynd 1956, 6)

Im Blickfeld waren die Folgen, die die Industrialisierung für Sozialstruktur und eingesessene Berufsgruppen hatte (Auflösung handwerklicher Traditionen, die Herausbildung der Arbeiterklasse und der Gruppe der Geschäftsleute etc.). Das Forschungsdesign folgte keinem festen Schema, sondern arbeitete mit offenen Fragestellungen und auf der Basis breit angelegter Feldforschung. Das Material wurde schließlich nach sechs Hauptaktivitäten des Lebens zusammengefasst: Sicherung des Lebensunterhalts, Haus und Heim, Jugenderziehung, Freizeitgestaltung, Religionsausübung und Gemeindeaktivitäten. Anschaulich werden auch die sozialen Veränderungen beschrieben, z. B. wie informelle Kontakte durch organisierte Geselligkeit und das Telefon verdrängt werden.²⁰ Amerikanische Vorbilder in Verbindung mit sozialpsychologischen Einflüssen bewegten Lazarsfeld u. a. zu einer soziographischen Gemeindestudie, die Anfang der 30er Jahre die sozialen und psychischen Auswirkungen von

18 Vgl. zur Tradition der Chicago School z. B. Lindner 1990, Madge 1962.

19 Zum „Life History“-Ansatz vgl. Kohli 1981.

20 Vgl. dazu ausführlich Institut für Sozialforschung o.J. (1956), Schäfers 2003.

dramatisch hoher Arbeitslosigkeit in einem österreichischen Ort in der Nähe von Wien beschreibt, wobei sie qualitative Einzelbeobachtung mit der Erhebung objektiver Faktoren verbanden. Ganz anders in Deutschland: Soziographische Methoden hatten in Deutschland generell, so Lazarsfeld, mit einer spürbaren Ambivalenz gegenüber amerikanischen Importationen zu kämpfen und wurden oft mit Theorielosigkeit und Empirismus gleichgesetzt (Jahoda u.a. 1975, zuerst 1933).

Im Vergleich dazu hat in der Bundesrepublik die Gemeindeforschung als eigenständiger empirischer Forschungsweig längst nicht die Bedeutung erlangt wie in den USA (Bahrdt 1979). Gemeinde und Stadt blieben Teilaspekte, die vor allem unter theoretischen Gesichtspunkten des sozialen Wandels und Modernisierungsprozessen interessant waren. Dementsprechend dominierten Auswertungen statistischer Materialien und quantitative Umfragen.²¹ Die empirische Gemeindeforschung in der BRD beginnt nach Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst unter fachlicher Beratung führender amerikanischer Gemeindeforscher auf dem Gebiet der amerikanischen Besatzungszone.²² Die Studien thematisierten zunächst unter agrarsoziologischen Aspekten die Veränderungen, die der Wiederaufbau und die wieder in Gang kommende Industrialisierung für die ländlichen Gebiete hatten. Wie schnell setzen sich Modernisierungsprozesse auf dem Land durch? Dabei stand die deutsche Gemeindeforschung nach wie vor in engem Kontext zu Fragen nach der Stabilität und Veränderung von örtlichen Gemeinschaften (Nachbarschaft, Familie, Verwandtschaft, lokale Netzwerke). Man befürchtete soziale Desintegrationserscheinungen durch die zunehmende Verflechtung des Landes mit der Stadt oder sogar die tendenzielle Auflösung kleiner (Wurzbacher 1954; Klages 1968; Hamm 1973). Inwieweit bewahrheiten sich die Befürchtungen von wachsender Anonymität und Kommunikationsverlust in der Großstadt, vor allem in den Neubaugebieten mit ihren anonymen Hochhäusern und Stadtrandsiedlungen? Innerhalb der Gemeindeforschung sind dann in den 60er und Anfang der 70er Jahre Fragen zur Entstehung sozialer Ungleichheit sowie zu politischen Machtbildungsprozessen, lokaler Politik und der politischen Partizipation in den Vordergrund getreten (Luckmann 1970; Ellwein/Zimpel 1969). Die räumliche Dimension erlangte als eigenständiger Einflussfaktor insofern an Bedeutung als man nicht nur danach forschte, wie sich gesamtgesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen und -prozesse räumlich niederschlagen, sondern inwieweit ihrerseits regionale oder städtische Faktoren Lebenslagen modifizieren und soziale Ungleichheit produzieren (vgl. Harth/Scheller/Tessin 1998). Das Thema Gemeinschaft blieb aber ein zentrales Thema und regte in den 80er Jahren zu einem neuen theoretischen Konzept an, das sich mit sozialen Netzwerken als spezifischen Webmustern sozialer Beziehungen sowie mit Überlegungen zur Stärkung kleiner Gruppen der Nachbarschafts- und Familienselbsthilfe befasst (Keupp/Röhrle Hg. 1987).

Mit der Herausbildung nationaler und internationaler Räume und damit einhergehender Modernisierungsprozesse wuchs in den 80er und 90er Jahren zudem das Interesse an der subjektiven Bedeutung regionaler Identität als „Rückbesinnung auf eigene Qualitäten bei der Bewältigung eines tendenziell globalen Strukturwandels“

²¹ Zu den Ausnahmen und den möglichen Gründen, warum es in der Bundesrepublik wenig ethnographische Gemeindestudien gibt, siehe König 1984.

²² Vgl. dazu Institut für Sozialforschung 1956, 133 ff. Einen breiten Überblick über die deutsche Gemeindeforschung findet man z. B. bei König 1966, 154 f.

(Bausinger 1980; Lindner 1994, 7; Lindner 1994; Ipsen 1988/1990/1994; Belschner u.a. 1995).

Modernisierungsschübe und beschleunigte Veränderungen der Lebensweisen und -stile schlugen sich dann in einer Reihe von Forschungsprojekten nieder, die sich mit der wachsenden Differenzierung der Gesellschaft auseinandersetzten und auf der Basis regionaler Studien danach fragten, ob sich mit dieser Entwicklung auch traditionelle Milieus verändern (Herlyn 1994). Die jüngsten Publikationen in der Stadt- und Regionalforschung der Bundesrepublik sind zum Teil deutlich von Themen geprägt, die in den USA und Frankreich unter dem Motto: „Das Ende der Städte“ bereits seit längerem erforscht und diskutiert werden. Neben einem befürchteten Verfall der Metropolen, in denen sich soziale Ungleichheit und Randgruppen in verarmten Vorstädten räumlich manifestieren, sind im Zuge von Bevölkerungsrückgang und wachsenden Abwanderungen Funktionswandel und Schrumpfungsprozesse von Städten ins Visier der Forschung geraten (Dubet/Lapeyronnie 1992; Sennett 1994).

Blickt man auf die Forschungstradition in der DDR so ist interessant, dass ein Teil der insgesamt wenigen alltags- und lebensweltlich bestimmten Zugänge zur Wirklichkeit²³ im Rahmen der Stadt- und Regionalsoziologie erfolgte. Dieser Bereich hatte sich in der DDR - obwohl wissenschaftspolitisch nicht ausdrücklich geplant, aus unterschiedlichen örtlichen gesellschaftlichen Bedürfnissen und Erfordernissen zu einer eigenständigen soziologischen Forschungsrichtung mit praktischer und theoretischer Ausrichtung entwickelt. Schließlich setzte sich auch in der DDR die Einsicht durch, dass regionale Disparitäten nicht nur nach wie vor vorzufinden und zu beseitigende Defizite waren, sondern produktive Einflüsse haben konnten, z. B. auf die Festigung von regionaler Identität und, damit verbunden, auf die Verhinderung unerwünschter Abwanderung, die Förderung regionaleigener wirtschaftlicher Möglichkeiten oder höherer wirtschaftlicher Leistung in der Region. Seit den 80er Jahren ist sogar eine wachsende forschungspolitische Bedeutung der Stadt- und Regionalforschung zu beobachten, die mit einer nicht nur in der Forschung wirtschaftlich wie kulturell als notwendig erachteten Aufwertung der regionalen Kulturen zusammenfiel. Zweitens fällt das Interesse für das Thema soziale Beziehungen und Gemeinschaft auf, das in der Gemeindeforschung der DDR aus politisch-ideologischen Gründen noch wesentlich stärker betont wurde. In Abgrenzung von kapitalistischen Gesellschaften ging man in der parteilichen ideologischen Konzeption davon aus, dass die Umgestaltung der Produktionsverhältnisse - wenn auch mit gewissen Einschränkungen - zu einer weitgehenden Gemeinsamkeit der sozialen Lage führe und diese zu einer weitgehenden Gemeinsamkeit der Interessen. In diesem Zusammenhang gab es auch eine kritische Rezeption von Gemeinschaft und Gesellschaft von F. Tönnies (vgl. Jäkel 1990, Rudolph 1965). Mit der Wiedervereinigung Deutschlands haben Aspekte des Wandels von Milieus erheblich an Bedeutung gewonnen und zu einer ganzen Anzahl neuer Studien im Bereich der Biographieforschung und Gemeindeforschung geführt.²⁴

Die Verbindung des gemeindeforschunglichen und biographischen Ansatzes hat in der Wurzeln-Studie, so kann man zusammenfassen, zu einer Perspektive beigetragen, die nicht nur auf die Erfassung kurzfristiger Veränderungen abzielte. Sie führte statt-

23 Staufenbiel 1989, Krumbach/Lötsch 1989, Topfstedt 1988; Grundmann 1997.

24 Die Fülle von Studien kann an dieser Stelle nicht vorgestellt werden.

dessen zu einer Reise in die Vergangenheit, in der biographische und soziale Kontinuitäten und ein eher langfristiger Wandel von Handlungen und Einstellungen selbst über krasse Systemwechsel hinweg in den Blick gerieten. Diese Ergebnisse korrespondieren mit bisherigen Befunden aus der Gemeindeforschung: Übereinstimmend wird in den Studien festgestellt, dass im Zuge gesellschaftlichen Strukturwandels örtliche Lebenszusammenhänge sowohl institutionell als auch in der Verknüpfung von sozialer und räumlich gebundener Erfahrung dem Einzelnen in Zeiten großer gesellschaftlicher Veränderungen oder Krisen ein wichtiges Stück Kontinuität geben können (Wollmann 1991). Das liegt nicht zuletzt daran, dass regionale Kulturen, Milieus und Mentalitäten eine relativ hohe Persistenz aufweisen, d. h. von gesellschaftlichen Veränderungen langsamer erfasst werden als andere Bereiche. Studien, in denen Lebenslaufforschung mit regionaler Entwicklung verbunden werden zeigen, dass auch Lebensläufe von regionalspezifischen Erfahrungen geprägt werden. Städte und Gemeinden können dabei sowohl Barrieren als auch spezifische Chancen für persönliche Entwicklungen darstellen. Zentrale Themen in der Gemeindeforschung sind nach wie vor Fragen nach der sozialen Gemeinschaft und Kohäsion. Die bisherige alltagsgeschichtliche Gemeindeforschung über Stabilität und Wandel verschiedener sozialkultureller Lebensmilieus lässt erkennen, dass selbst im Zuge raschen sozialen Wandels von einem völligen Zusammenbrechen kleinräumlicher gesellschaftlicher Zusammenhänge nicht die Rede sein kann. Damit werden gemeinschaftszerstörende Wirkungen und neue Konfliktlinien nicht bestritten. Andererseits haben sich immer wieder auch neue Formen gesellschaftsintegrierender Prozesse und des gemeinschaftlichen Zusammenlebens hergestellt (vgl. Plato v. 1986; Parisius 1986, Luckmann 1970)

Theorien sozialer Ordnung und die Mechanismen der Macht

Das eigentlich Überraschende der DDR war nicht ihre Niederlage, sondern ihre vorherige „Erfolgsgeschichte“ (Vgl. Schmid 1990, 46).²⁵ Es gibt erstaunlich wenige Ansätze, die so pointiert wie im zitierten Satz, die Stabilität der DDR thematisieren. Zwang und Terror eines Regimes sollen damit nicht verharmlost werden, dürfen andererseits aber auch nicht die Sicht auf andere „Mechanismen der Macht“ (Bourdieu 1992) verstellen. Tatsächlich aber wurden bislang die Grundlagen für die Stabilität des DDR-Systems wesentlich seltener analysiert als die Ursachen für das Ende dieser Gesellschaftsordnung. Eine Untersuchung sozialer Ordnung in einer Gesellschaft sollte drei Ebenen unterscheiden: 1. Die Ebene der Legitimationsstrategien, die Staat und Partei(en) gegenüber den Bürgern im historischen Zeitverlauf verfolgt haben. Hier liegen meines Erachtens bereits die umfangreichsten Analysen für die DDR vor (vgl. z. B. Meuschel 1993). 2. Die Ebene der Strukturbedingungen, unter denen eine stabile soziale Ordnung in der DDR gelingen konnte und dann zerfiel. Auch für diesen Bereich gibt es inzwischen wichtige Studien. 3. Die Ebene der Vorstellungen, die Menschen von einer gesellschaftlichen Ordnung haben sowie nach den Motiven für die Akzeptanz dieser Ordnung (im Folgenden auch Gehorsams- oder Einwilligungsmotive genannt). Hierbei

²⁵ Immerhin, so auch Weber in seinem Vorwort zu seiner Darstellung der DDR-Geschichte (1991, 9) hatte dieser Staat, bezieht man seine Vorgeschichte ab 1945 mit ein, fast genauso lange Bestand wie das deutsche Kaiserreich und existierte weitaus länger als die 14jährige Weimarer Republik und das zwölf Jahre dauernde Dritte Reich.

ist die zeitliche Dimension ebenfalls besonders wichtig, um Veränderungen zu erfassen. Bei den subjektiven Vorstellungen und Motiven kann es nicht darum gehen, ob etwas normativ richtig ist, sondern zum einen um wahrgenommene Lebenschancen (Kohli 1994a, 54) und inwieweit das subjektive Legitimationsempfinden von Menschen befriedigt wird oder nicht (Müller/Wegener Hg. 1995). In den verschiedenen theoretischen und empirischen Ansätzen, die untersuchen, unter welchen Bedingungen und aus welchen Motiven heraus Menschen Macht, Zwang und Demütigung akzeptieren oder nicht, fällt auf, wie häufig dabei auch auf anthropologische und sozialpsychologische Annahmen rekurriert wird.²⁶ Für diese subjektive Wahrnehmungsebene der Bevölkerung aus der DDR sehe ich nach wie vor einen erheblichen Forschungsbedarf.

Ein wesentliches Defizit bisheriger empirischer Untersuchungen liegt aus meiner Sicht zudem darin, dass diese drei Ebenen in Forschungsprojekten kaum miteinander in Beziehung gesetzt wurden.

Klassische Herrschaftstheorien liefern nützliche analytische Begriffe, um einerseits verschiedene Strategien und Basiselemente der gesellschaftlichen Ordnung in der DDR zu unterscheiden und andererseits unterschiedliche Motive zu erkennen, aufgrund derer Einzelne sich der Herrschaft fügen oder nicht. Viele Herrschaftstheorien kombinieren bestimmte Modalitäten der Ordnungssicherung (Zwang; Anreize) mit dem Kriterium der Wirkungsdauer (kurzfristige oder langfristige Wirkung). Das Modell von Pizzorno, auf das sich Mayer bei seinem Vorschlag zur Rekonstruktion der sozialen Ordnung in der DDR beruft, nennt z. B. insgesamt vier Modalitäten: Die Durchsetzung von Macht kann entweder durch repressive (a, c) oder durch positive Strategien (b, d) erfolgen. Ihr Erfolg wird entweder über Internalisierung (c, d) oder über äußerliche Maßnahmen (a, b) gesichert (vgl. Mayer 1994, 59):

Theorien der sozialen Ordnung (Pizzorno 1991, 223, zit. nach Mayer 1993, 50)
 Modalitäten der Ordnungssicherung

		Zwang	Anreiz
Wirkung	kurzfristig	Leviathan (körperl. Zwang)	Markt (spez. Handlungsanreize)
Dauer	langfristig	Disziplin (Unterwerfung des Willens)	Wertebindung (allgem. Handlungsorientierungen)

Mayer geht davon aus, dass „mit Sicherheit“ alle vier Modalitäten der Ordnungssicherung für den Bestand der DDR ihre Bedeutung gehabt hätten. Allerdings hätten sie in historischen Phasen auf einzelne Generationen unterschiedlich gewirkt. Es müsse davon ausgegangen werden, dass auf die anfängliche Repression, mit der die DDR ihre Herrschaft etabliert hätte, auch Phasen wachsender Wertebindung und materieller Anreize gefolgt seien (Mayer 1994, 60). Ich halte den Vorschlag, den Ansatz von Pizzorno auf die Verhältnisse der DDR anzuwenden, für außerordentlich fruchtbar, möchte aber auch andere Konzepte hinzuziehen, die in ähnliche Richtungen weisen

²⁶ Nach Sennett (1985) ist das Bedürfnis nach wirklichen Autoritätsgestalten eine positive und einem „Erwachsenen gemäße Haltung“. Er unterscheidet jedoch wirkliche Autorität von repressiven und tyrannischen Herrschern. Vgl. auch Popitz 1987.

bzw. diesem Ansatz vorausgegangen sind. Trotz signifikanter Unterschiede innerhalb der Theorien gesellschaftlicher Ordnung und Herrschaftssicherung gibt es eine deutliche Übereinstimmung in der Auffassung, dass eine lediglich über Zwang gesicherte oder aber eine nur leistungsgebundene Herrschaft instabiler ist als eine zusätzlich normativ gestützte. Nicht immer, aber doch häufig, wird in diesem Zusammenhang auf die Herrschaftstheorie von Max Weber Bezug genommen (vgl. Bendix 1991; Moore 1987; Lenski 1977; Sennett 1983; Westle 1994; Hondrich 1973). Nach Baumann, der sich mit den Gehorsamsmotiven in Max Webers Herrschaftssoziologie ausführlich auseinandersetzt, verspricht ebenfalls nur eine normativ abgestützte Herrschaft eine hohe Stabilität. Baumann weist darauf hin, dass in Webers Konstruktion von Herrschaft der Legitimitätsglaube eine herausragende Rolle spielt. Der Grund liegt, so argumentiert Baumann, im normativen Charakter des Legitimitätsglaubens, dem Glauben,

dass bestimmte Akteure normativ berechtigt sind, Befehle zu erteilen und Gehorsam zu fordern, andere Akteure normativ verpflichtet sind, diesen Befehlen Folgen zu leisten. (Baumann 1993, 357)

Da unter „Normen“ immer „allgemeine Normen“ zu verstehen sind, die sich an eine Vielzahl von Adressaten richten und Klassen von Angelegenheiten regeln, haben sie einen auch zeitlich sehr weitreichenden Geltungsanspruch. Zum Legitimitätsglauben als normativem Gehorsamsmotiv hinzukommen der Gehorsam aus wertrationalen Motiven (ideelle Beweggründe, Ideen) und Gehorsam aus Tradition. Diese beiden Gehorsamsmotive verbindet mit dem Legitimitätsglauben die Normativität, sie haben in der Weberschen Herrschaftssoziologie jedoch einen geringeren Stellenwert als der Legitimitätsglaube. Während die anderen, nicht-normativen Motive (zweckrationale, routineartige, interessen geleitete und affektuelle) eher wechselhaft sind und sie mit veränderten Umständen variieren, ist es für Normen charakteristisch, dass sie hinsichtlich ihrer Stabilität gegenüber dem Einfluss wechselnder situativer Bedingungen relativ resistent sind.

Legitimitätsglaube ist aus diesen Gründen die eigentliche Basis dauerhafter und stabiler Herrschaft. (Baumann 1993, 364)

Die Frage nach der gesellschaftlichen Stabilität ist nach Baumann somit im Kern eine Frage nach den Legitimitätsquellen von Herrschaft, wengleich andere Motive wie Sitte, Routine, Gewohnheit, Affekte oder zweckrationale Motive und Interessen stets hinzukämen. Auch habe Weber die Möglichkeit illegitimer Herrschaft nicht geleugnet²⁷, eine solche auf Zwang, Gewalt und Angst gestützte Herrschaft sei allerdings auf Dauer nicht tragfähig. Machttheoretisch gehen vorhandene theoretische Überlegungen daher davon aus, dass jedes Herrschaftssystem, das mit Hilfe äußerer und innerer Gewalt an die Macht kommt, Gewalt in normativ gestützte Autorität zu transformieren sucht (Lenski 1977, 80/81).

27 Inwieweit auch illegitime Autoritäts- und Herrschaftsverhältnisse stabil sein können, ist in der Wissenschaft umstritten, vgl. dazu Hondrich 1973 und Sennett 1985, die in bewusster Auseinandersetzung mit Max Weber auf verschiedene Formen illegitimer Autorität hinweisen, die nicht notwendig instabil sein müssen.

Wenn Macht und Autorität im Interesse der Herrschenden normativ gestützt werden soll, rekurren diese sehr häufig, das klang bei Baumann bereits an, auf ein, wie auch immer definiertes Gemeinwohl oder ein öffentliches bzw. allgemeines Interesse, das eine politische Ordnung zu verfolgen vorgibt. Der Anspruch auf Machtausübung wird als Inkarnation entweder allgemein gültiger Werte oder Interessen dargestellt (Arendt 1986, Adorno 1968). Sind bestimmte Ideologien erst einmal als allgemein gültige Prinzipien akzeptiert, ist es möglich, den Beherrschten zuzumuten, eigene Interessen zurückzustellen oder Ungerechtigkeiten zu akzeptieren, ohne die Legitimation der Herrschaft selbst infrage zu stellen (Westle 1994, 70). Auch Vobruba sieht in Gemeinwohlorientierungen ein enormes legitimatorisches Potential:

Zum einen lässt sich Arbeit, Pflichterfüllung als erstrebenswertes Recht darstellen, nicht als Last, die entgolten werden muss. Und zum anderen bietet die Gemeinschaftsformulierung die Chance, Ungleichheit als im Interesse aller und Unterordnung als zum Wohle der sich Unterordnenden darzustellen.
(Vobruba 1994)

Die Unterscheidung von normativ oder nicht-normativ gesteuerten Einwilligungsmotiven erlaubt nach Baumann vor allem eine differenzierte prozessorientierte Analyse der Entstehung wie des Zerfalls von Herrschaft. Dauerhafte Institutionen und Hierarchien können entweder Hand in Hand mit Legitimationen (z. B. bestimmten Weltbildern) entstehen oder es bilden sich Herrschaftsbeziehungen heraus, die erst nachträglich durch Legitimationen dauerhaft werden. Umkehrt folgt, dass eine Herrschaft, die Legitimationsprobleme nicht bewältigen kann, den Legitimitätsglauben als Stütze zwar verlieren, aber als Herrschaft mit einem institutionalisierten Befehls-Gehorsams-Verhältnis weiter existieren kann. Ist eine erneute Legitimationsbeschaffung nicht erfolgreich, dann gerät sie an den Rand des Institutionenzerfalls und des Übergangs in bloße Sanktionsmacht (Baumann 1993, 367).

Bisherige Diskussionen und Analysen der sozialen Ordnung der DDR lassen sich daher, so kann man zusammenfassen, dahingehend unterscheiden, in welchem Verhältnis sie Zwänge sowie nicht-normative und normative Anreize zueinander setzen. Je nach Gewichtung lassen sie sich 1. dem Totalitarismuskonzept zuordnen, orientieren sich 2. an organisationssoziologischen bzw. systemtheoretischen Ansätzen (Pollack 1990, Hirschman 1992)²⁸ oder verstehen die DDR-Herrschaft 3. als autoritär-bürokratische Diktatur (diktatorischen Wohlfahrtsstaat) mit stark paternalistischen Zügen. Andere verweisen auf Konzepte des „kommunistischen Neo-Traditionalismus“, der die vielfältigen Möglichkeiten informeller, zum Teil ideologiewidriger Vorteilsnahme auf der Basis einer reichen Subkultur persönlicher Netzwerke als Strukturelement von Herrschaft hervorhebt.

Will man das Ausmaß der inneren Legitimität und Stabilität der DDR sowie ihren Zusammenbruch analysieren, halte ich aus der Kenntnis meines empirischen Materials heraus die Ansätze, die von einem paternalistischen Herrschaftsmodus mit neo-traditionalistischen Zügen ausgehen, für außerordentlich fruchtbar und möchte das im

²⁸ Systemtheoretische Überlegungen ziehen das komplexe Zusammenwirken systeminterner und -externer Faktoren für die lange Stabilität der DDR heran. Sie berufen sich meist mehr implizit als explizit auf theoretische Ansätze aus der Organisationssoziologie, in deren Rahmen nach der individuellen Anpassung an das Leben in großen Organisationen gefragt wird.

Folgenden näher begründen. Der Staatssozialismus in der DDR, so meine Grundthese, war der politische Versuch, Gesellschaft nach den Ordnungsprinzipien von Gemeinschaft zu gestalten. Ein solcher gemeinschaftsbezogener Gesellschaftsentwurf ist, wie ich zeigen will, mit einem paternalistischen Herrschaftsmodus verbunden, in dem sich Macht und Politik mit sozialen Beziehungen vergleichen, die für das Zusammenleben familialer oder anderer sehr persönlicher Gruppen charakteristisch sind. Dadurch verfügt er über ein hohes moralisches legitimatorisches Potential für spezifische Autoritätsverhältnisse (Sennett 1985, Meyer 1991, Vobruba 1994).

Dieser Zusammenhang wurde für mich dadurch deutlich, dass meine Interviewpartner fast ausnahmslos, wenn auch in unterschiedlicher Weise, die gemeinschaftlichen oder auch kollektiven Strukturen in der DDR thematisierten und von einer Gemeinschaftsutopie sprachen, die sich allerdings nur zu einem Teil mit der politisch-ideologischen Programmatik der SED verbanden. Anknüpfend an die These einer, wenn auch nicht durchgängigen, so doch in vieler Hinsicht gemeinschaftlichen Organisation der DDR-Gesellschaft und einer Legitimierung von Herrschaft über Gemeinschaftsideale ist die durch die Wende forcierte Umstellung von einer relativen Einheitlichkeit auf eine Differenz der Lebensformen unter den Vorzeichen von Konkurrenz, Individualität und parlamentarischer Demokratie nach wie vor eine entscheidende Ursache für anhaltende mentale Orientierungsschwierigkeiten (Lepenies 1992). Die überwiegende Mehrheit meiner Interviewpartner kann sich wenig mit dem System der parlamentarischen Demokratie und einer konfliktreichen Austragung unterschiedlicher Interessen identifizieren. Stattdessen erwartet man eine starke staatliche Hand, die die Geschicke bürgernah und im Sinne aller regelt.

Die Angst eines Gemeinschaftsverlusts der Ostdeutschen nach der Wende hat ihre Wurzeln in den strukturellen, institutionellen und ideologischen Bedingungen des DDR-Staates und seiner Ideologie, die sich in hohem Maß am Ideal der Gemeinschaft orientierten. Die DDR-Bürger sind von diesem Gemeinschaftsdenken und -erleben nicht nur in besonderem Maße geprägt, sondern an diesen Vorstellungen von Gemeinschaftlichkeit werden ganz offenbar auch die gegenwärtigen sozialen und politischen Verhältnisse in vielerlei Hinsicht gemessen. Zu den vergangenen Gemeinschaftsvorstellungen gehörten einerseits solche, die von der DDR-Führung politisch-ideologisch intendiert waren und an sozialistische Traditionen in Deutschland (z. B. Arbeiterbewegung, obrigkeitsstaatliche Traditionen) anknüpfen konnten. Andererseits haben sich in der DDR auch politisch nicht intendierte traditionelle Gemeinschaftsorientierungen und historisch gewachsene gemeinschaftliche Lebensformen erhalten können oder sind von gesellschaftsverändernden Maßnahmen der DDR-Regierung lediglich überformt worden. Nicht selten wurden offizielle kollektive Strukturen zudem zur Verfolgung eigener Interessen genutzt. Zu dieser Orientierung an einem Gemeinschaftsideal passt eine nach wie vor mehrheitlich vorhandene Orientierung an gesellschaftlicher Überschaubarkeit und Ordnung sowie der Wunsch nach einer politischen, fast charismatischen Führungsfigur, die einer unparteiischen Verfolgung des Gemeinwohls verpflichtet sein soll und politische Verantwortung und Führung übernimmt.

Bestimmte Haltungen und Erwartungen sind daher nicht nur ein mentales Erbe der DDR, sondern enthalten tradierte Werte, die zu einem Teil auf vorsozialistische Zeiten, ältere Denktraditionen und bereits früher entstandene gemeinschaftliche Strukturen zurückgehen. Das gesellschaftliche System der DDR hat, so meine These, offen-

bar unbeabsichtigt zu einer stärkeren „Konservierung“ vergangener deutscher Traditionen und Mentalitäten beigetragen als es unter den marktwirtschaftlichen Verhältnissen der Bundesrepublik Deutschland der Fall war (vgl. Schlegelmilch 1996a). Aus diesem Grund sind bestimmte Unterschiede in den Verhaltens- und Einstellungsformen in Ostdeutschland nicht ausschließlich Ausdruck einer unterschiedlichen Sozialisation in unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen, sondern davon, dass sich gemeinsame kulturelle Muster und Prägungen in den beiden deutschen Staaten unterschiedlich erhalten bzw. entwickelt haben. Allerdings sollte man die Thematisierung von Gemeinschaft nicht ausschließlich als Reaktion auf die Vergangenheit interpretieren, sondern dabei ebenfalls die gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen der Bundesrepublik zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung berücksichtigen. Ängste vor dem Zerfall von Gemeinschaft müssen können auch als Reaktionen auf schwierige Lebensumstände nach der Wiedervereinigung interpretiert werden (sog. Situationsthese, stellvertretend dafür vgl. Pollack 1997).

Der Ansatz des sozialistischen Paternalismus leugnet autoritäre Herrschaft, ideologischen Dogmatismus und Willkür nicht, er nimmt aber vor allem die positiven, kooperations- und loyalitätsfördernden Anreize des Systems sowie die aktiven, auf die Verbesserung des Lebensstandards bedachten Verhaltensweisen, Erfahrungen und Motive der Menschen in den Blick. Die Betonung liegt auf den vielfältigen konsensstiftenden Faktoren und stabilisierenden Integrationsmechanismen, die zumindest über längere Phasen hinweg eine gewisse Konformität und Normalität im Alltag herstellen können. Ein paternalistischer Herrschaftsmodus ist auch keine Variante der Machtdurchsetzung, die nur für sozialistische Systeme typisch ist. Er galt auch in kapitalistischen Systemen als „attraktives Gegenmodell“, das einer Entfremdung durch wirtschaftliche Strukturveränderungen vorbeugen und einen gemeinschaftlichen Zusammenhalt fördern sollte. Richard Sennett hat in seinen frühen Arbeiten die legitimierende gleichwohl auch stark disziplinierende und Herrschaft verdeckende Funktion des Paternalismus anhand unternehmerischer Führungsstrategien ausführlich beschrieben.²⁹ Als Vorbild für diesen Herrschaftstyp dienen überschaubare gemeinschaftliche Zusammenhänge wie die Familie. Das Bild der familialen Gemeinschaft, in der der Vater als Autoritätsperson akzeptiert wird, weil er die Familienmitglieder beschützt und für sie sorgt, wird im paternalistischen Herrschaftsmodus auf andere soziale Zusammenhänge, z. B. den Betrieb oder eine ganze Gesellschaft übertragen. Die Vaterrolle³⁰ übernehmen z. B. der Unternehmenschef oder der Staat. Die Autorität des Vaters wird nach Sennett dann als legitim wahrgenommen, wenn die wahrgenommenen Stärkeunterschiede, nicht zur persönlichen Vorteilsnahme, sondern für das Wohl „des Ganzen“ verwendet werden sollen. Die Übertragung familialer Strukturen auf andere Bereiche vereinfacht die Wahrnehmung gesellschaftlicher Verhältnisse. Sie ermöglicht es, „dissonante Erfahrungen“, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten in gewissem Ausmaß zu harmonisieren und damit zu legitimieren, dass sie dem Allgemeinwohl dienen. Sie schaffen eine „Normalität der Ordnung, die man vielleicht

29 Vgl. Meyer 1989 und 1997. Meyer weist darauf hin, dass mit Ausnahme von Sennetts Arbeiten bislang nur wenige Ansätze den Begriff des Paternalismus für die politische Soziologie und die Politikwissenschaften fruchtbar machten (vgl. Meyer 1989, 426).

30 Sennett (1983 und 1985) unterscheidet zwischen Patrimonialismus und Patriarchat: Paternalisten haben weder familiale noch erbgesetzmäßige Bindungen als Basis, sondern die Herrschaft beruht auf Vaterrollen. Die Basis ist eine symbolische, keine materielle wie in der patrimonialen Ordnung.

nicht schätzt, aber in der man sich eingerichtet hat“ (Sennett 1985). Mit ihrem die Mitglieder verpflichtenden ideologischen Bezug auf die Rolle der väterlichen Autorität in familialen Verhältnissen versucht der Paternalismus Befehls- und Gehorsamsbeziehungen über eine Kollektivmoral (im Sinne Durkheims) zusammenzuhalten und zu legitimieren. Er operiert mit dem menschlichen Bedürfnis nach harmonischer Gemeinschaft, sozialer Absicherung und Ordnung.

In einer paternalistischen Beziehung ist eine Person bevollmächtigt (legitimiert) oder autorisiert, die Grenzen der Realität für andere zu kontrollieren. (Sennett 1985)

Die Mittel, Autorität durchzusetzen, sind weniger Drohungen, Befehle oder Gewaltanwendung, sondern erzieherischer Natur: Lob, Überredung, Belohnungen, Ratschläge oder Appelle zu freiwilliger Selbstdisziplin zum Wohle der Gemeinschaft. Im schlimmsten Fall droht Liebesentzug bzw. der Ausschluss aus der Gemeinschaft. Während in modernen Bürokratien die Obhut auf eine unpersönliche Weise über formale Rechte und Institutionen funktioniert, ist sie im Paternalismus in hohem Grade über persönlichen Kontakt und Wohlwollen vermittelt. Der hohe Grad an Personalisierung von Macht verleitet dazu, Fehler einzelnen Personen und nicht Funktionen, Strukturen oder vielleicht sogar auch Machtverhältnissen zuzurechnen. Paternalistische Verhältnisse lassen sich durch ein reziprokes Austauschverhältnis von Wohltätigkeit und Fürsorge der Herrschenden einerseits gegen Folgsamkeit, Loyalität, Dankbarkeit andererseits charakterisieren und müssen nicht dem Äquivalententausch entsprechen.

Der sozialistische Paternalismus schuf Massenloyalität, Opportunismus und damit lange Zeit Stabilität, aber in zunehmendem Maße auch systemische Widersprüche, subjektive Abwehr, Selbstbewusstsein und Veränderungspotentiale, die das System langsam, aber stetig erodiert haben (Meyer 1989). Die kollektiven Strukturen bedeuteten für die Menschen immer auch die Möglichkeit, staatliche Zwänge und Bestimmungen zum eigenen Vorteil zu unterlaufen oder auszunutzen (Huinink 1995). In der Forschung ist man sich einig, dass dieselben Mechanismen, die das System gestützt hätten, langfristig auch für seine Erosion verantwortlich gewesen seien. Das betrifft vor allem die unintendierten Folgen der paternalistischen Politik, die das System sowohl stabilisiert als auch destabilisiert hätten. Der paternalistische Herrschaftsmodus ist einerseits durch autoritäre Herrschaft der Bürokratie, Zentralismus und weitreichende Sanktionsgewalt charakterisiert, andererseits gibt er sich fürsorglich, verantwortungsbewusst und volksnah.

Weitgehend ohne effektive Kontrolle und Transparenz für die Betroffenen bestimmt die politische Elite, insbesondere ihr Führungskern im Politbüro, im Stil eines kollektiven Hausvaters,

was gut ist für die DDR und ihre Bürger (Meyer 1994, 429). Die meisten Autoren, die sich diesem Konzept anschließen sind davon überzeugt, dass bestimmte grundlegende Wertpräferenzen und Ordnungsvorstellungen von der Mehrheit der Bevölkerung lange Zeit geteilt wurden und eine überwiegend positive Grundeinstellung zur Sozialpolitik der DDR vorhanden war (Meyer 1994, 437). Der „wohlwollende Autoritaris-

mus“ (Meyer 1994, 429). konnte allerdings erst nach der gewaltsamen Schließung der Grenzen 1961³¹ wirksam werden. Davor dominierten physischer Zwang und stalinistische Herrschaftsmethoden, die auch in der Erinnerung der betreffenden Generationen stets präsent blieben. Neo-Traditionalistische Ansätze, die zum Teil auf vergleichenden Studien über Autoritätsverhältnisse in der Industrie beispielsweise in der Sowjetunion, China, Japan und den USA basieren (Walder 1988, Ettrich 1992, Srubar 1991, 1994), betonen ebenfalls die positiven Anreize für Loyalität, heben aber noch weit mehr die vielfältigen Möglichkeiten informeller, zum Teil ideologiewidriger Vorteilsnahme auf der Basis einer reichen Subkultur persönlicher Netzwerke hervor (Freerider-Mentalität, siehe auch Huinink 1995, Diewald 1995). Dazu gehören auch bestimmte Formen der Abhängigkeit zwischen Partei und Bevölkerung bzw. die (zum Teil korrupte) Vermischung von ökonomischer und politischer Macht.

Neben der wertbezogenen Ebene ist auch die Qualität der sozialen Beziehungen in einer Gesellschaft als Basis solcher Vorstellungen von Bedeutung, ein Grund, warum ich mich zusätzlich an Theorien orientiere, die Formen der Sozialintegration und sozialer Ordnungen nach der Qualität der in einer Gesellschaft vorhandenen sozialen Beziehungen unterscheiden.

Die Veränderung gesellschaftlicher Beziehungen im Zuge von Modernisierungsprozessen ist in der Soziologie in verschiedenen Variationen des Grundschemas „Gemeinschaft und Gesellschaft“ immer wieder zum Thema gemacht worden. Ich habe mich in der Wurzeln-Studie dabei vor allem auf den bis heute umstrittenen, aber dennoch klassischen Text von F. Tönnies „Gemeinschaft und Gesellschaft“ konzentriert, mit dem verschiedene strukturelle Grundmuster sozialer Beziehungen beschrieben sind. Dieser Text hat gerade wegen seiner Angreifbarkeit und Schwächen einen besonderen Stellenwert und es gibt

keinen anderen Text, mit dem sich die politische Dimension Gemeinschaft auch nur annähernd so klar machen ließe. (Vobruba 1994)³²

Er gilt unabhängig davon als wichtiger Ausgangspunkt für die theoretische Erörterung der Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft, von dem aus auch andere Zeitgenossen und nachfolgende Generationen von Gesellschaftstheoretikern das Thema der Vergesellschaftung und die damit verbundenen Folgen für die sozialen Beziehungen kritisch aufnahmen und weiterführten.³³

31 Zur Bedeutung des Mauerbaus für die Stabilität der DDR siehe auch Ulrich 1990, 11; Hanf 1992, 28.

32 Die gegenwärtig zu beobachtende gemeinschaftsbezogene „Enttäuschungsverarbeitung“ in Ostdeutschland legt, so auch Rehberg, eine „historische und systematische Wiederaneignung der Geschichte des Gemeinschafts-Begriffs“ nahe (Rehberg 1993, 40). Er konstatiert für den „real-existiert habenden Sozialismus“ eine „nicht nur herrschaftslegimatorische“, sondern „jetzt zuweilen nostalgisch verklärte - Gemeinschaftslegierung“, die „Tönnies mit seinen unvermittelten Begriffsunterscheidungen wieder in die Wirklichkeit“ eintreten lasse.“ (Rehberg 1993, 39).

33 Max Weber ist in seinen Grundbegriffen der verstehenden Soziologie einer gezielten Auseinandersetzung mit Tönnies ausgewichen. Im Gemeinschaftshandeln ist für Max Weber das Handeln des Einzelnen unmittelbar sinnhaft bezogen auf das der anderen; Gesellschaftshandeln ist demgegenüber ein Gemeinschaftshandeln, das sich an rational motiviertem Interessenausgleich orientiert. Während nach Tönnies Gemeinschaftsbeziehungen auf gegenseitiger Bejahung beruhen, gilt das für Weber nicht: Auch Gemeinschaftshandeln ist potentiell von Kampf durchzogen (Max Weber 1968). Siehe auch Durkheim 1992, Simmel 1992, zusammenfassend Nisbet 1993.

Die Wurzeln-Studie kann anhand biographischer Interviews zeigen, dass die Stabilität der sozialen Ordnung und Herrschaft in der DDR sowohl auf äußerem Zwang, aber auch auf interessen geleiteten (nicht normativen) Motiven und auf normativen Motiven beruhte, wobei man bei den normativen Wertebindungen zwischen traditionellen Werten und staatssozialistischer Ideologie unterscheiden kann. Dazu kamen Orientierungen an vielfältigen situationsgebundenen positiven wie negativen Sanktionen zur Stützung der Macht und affektive Bindungen. Diese „Einwilligungsmotive in asymmetrische Sozialbeziehungen“ (Baumann 1993) haben sich in ihrer historischen Entwicklung und ihrem Einfluss auf Generationen und soziale Gruppen erheblich verändert und sind schließlich erodiert. Da in der DDR der Gemeinschaftsbezug und die Herstellung entsprechender kollektiver Strukturen ein besonders zentraler Faktor politischer Herrschaft als auch ihrer Akzeptanz war, konzentriert sich die Studie vor allem auch auf unterschiedliche Formen sozialer Beziehungen in bestimmten städtischen Politik- und Lebensbereichen. Was hat traditionelle Formen der Gemeinschaft vom verordneten Gemeinschaftshandeln in der DDR unterschieden? Wie sind die Menschen mit dem Kollektivgedanken umgegangen, welche persönlichen Netzwerke, Hilfsbeziehungen und Kommunikationsformen haben sich in einer Kleinstadt herausgebildet? Welche Strukturelemente der DDR-Gesellschaft „konservierten“ oder förderten (traditionelle) gemeinschaftliche Lebensformen und trugen zu einem spezifischen Gemeinschaftsbewusstsein bzw. einer Idealisierung von Gemeinschaft bei? Wie funktionierte die „soziale Kontrolle“ vor Ort und welche informellen Zweckbündnisse gab es zwischen einzelnen Teilgruppen? Schließlich kann man anhand der Interviews zeigen, in welchen Bereichen und auf welche Weise sich die Krise in einer Stadt wie Wurzeln abgezeichnet hat und wie sie von den betroffenen Bürgern wahrgenommen und interpretiert wurde. Wie kam es zu kollektiven Verständigungsprozessen und gemeinsamem Handeln auf lokaler Ebene?³⁴ Da sich die biographischen Interviews auch auf die Wendezeit und danach beziehen, kann zumindest in der Tendenz analysiert werden, welche Formen gemeinschaftlichen Verhaltens über die Wende hinaus bestehen bleiben, welche umfunktioniert werden und welche sich neu bilden? Wie wirkt der „Gemeinschaftsgedanke“ über die Wende hinweg normativ fort? Welche neuen strukturellen und individuellen Voraussetzungen fördern Stabilität und Zerfall kollektiver Strukturen in einer Kleinstadt? Interessant sind dabei vor allem Veränderungen von persönlichen Netzwerken, die aus Gründen der materiellen Vorteilsnahme und Nutzenmaximierung entstehen und unter Begriffe wie „Trittbrettfahrer-Strategien“ sowie lokaler Klientelismus und Korporatismus fallen. Werden solche Beziehungen, die in der DDR als „Vitamin B“ und schattenwirtschaftliche Aktivitäten zum Alltag gehörten, jetzt überflüssig (Diewald 1995)?

Zusammenfassung und Ausblick

Der vorliegende Beitrag wollte zeigen, inwiefern auf Basis der gewählten theoretischen und methodischen Ansätze im Rahmen einer Gemeindestudie mit dem Ende der DDR-Gesellschaft nicht nur Brüche, sondern auch eine ganze Reihe lebensweltlicher

³⁴ Denn solange die Betroffenen ihre Situation nicht als unzureichend interpretieren und nicht über kollektive Situationsinterpretationen zu gemeinsamen Handeln kommen, müssen die sozialen Folgen schlechter oder sich verschlechternder Lebenslagen „in den isolierten Subjekten gleichsam versickern“ (Vobruba 1994, 97).

Kontinuitäten in den Blick kommen können. Neben kritischen Einschätzungen oder negativen Urteilen über vergangene Lebensverhältnisse, sind immer wieder positive Aspekte und Bindungen der Menschen sichtbar, die nur teilweise auf einer Zustimmung zum politischen System oder auf persönlichen Vorteilen beruhten. Stattdessen basierten sie auf der Bindekraft der Lebensgeschichte in der Region, auf sozialen Beziehungen, persönlichem Engagement und sozialer Anerkennung. Es gab in der Vergangenheit in der DDR somit eine ganze Vielzahl unpolitischer und für den einzelnen legitimer und identitätsstiftender Lebensformen. Einen wesentlichen Faktor, der sozialintegrativ und loyalitätssichernd gewirkt hat, sehe ich in Gemeinschaftsidealen und gemeinschaftlichen bzw. kollektiven Strukturen, die einerseits auf staatlicher Politik, also einem spezifischen, auch subjektiv zum Teil akzeptierten Herrschaftsmodus, beruhten, andererseits aber auch tradierte Werte und Strukturen beinhalteten, die bereits auf vorsozialistische Zeiten und ältere Denktraditionen zurückgehen. Gegen Ende der DDR sind die Gemeinschaftsstrukturen, allerdings nicht die Gemeinschaftsideale durch bestimmte Rahmenbedingungen geschwächt und spezifische Anpassungs- bzw. Legitimationsmuster brüchig geworden.

Die ideologischen legitimatorischen Anstrengungen der DDR-Regierung sind eine Seite der DDR-Gesellschaft. Weit weniger wurde dagegen der konkrete Umgang der Bürger mit diesem Herrschaftsmodus, ihre Wahrnehmungen und Bindungen an dieses Gesellschaftssystem analysiert. Analog zu meinen theoretischen Überlegungen möchte ich im zweiten Teil meines Beitrags anhand des empirischen Materials ausgewählte Beziehungsnetze, ihre Bedeutung und Funktionen sowie ihre dynamische Veränderung nachzeichnen und zeigen, inwiefern die Menschen im DDR-Alltag einer Kleinstadt tatsächlich mental und strukturell paternalistisch integriert waren. Dabei sollen sowohl die historischen Etappen der DDR und die Jahre nach der Wende berücksichtigt werden als auch unterschiedliche Lebens- und Wirtschaftsbereiche. Inwieweit spielten soziale Wertvorstellungen eine Rolle, die sich auf die Idee der Gemeinschaft und das ihr inhärente Weltbild bezogen? Welche gemeinschaftlichen Arrangements und Anpassungsstrategien haben sich im Alltag herausgebildet und welche Funktionen und Bedeutungen kamen ihnen aus subjektiver Sicht zu? Das Beleuchten biographischer Hintergründe soll dazu beitragen, zu erkennen, warum Gemeinschaftsideale und -ideologien für bestimmte Personen(gruppen) besonders attraktiv waren und vielleicht noch sind. Welche Strukturelemente der DDR-Gesellschaft „konservierten“ oder förderten traditionelle gemeinschaftliche Lebensformen und welche der als „gemeinschaftlich“ bewerteten Handlungsnetze hatten sich erst unter DDR-Bedingungen herausgebildet. Was unterscheidet traditionelle Konzeptionen von Gemeinschaft vom Gemeinschaftshandeln im Staatssozialismus? Die differierenden und sich zum Teil widersprechenden subjektiven Erfahrungen und Wahrnehmungen von Gemeinschaft in Vergangenheit und Gegenwart werden in der Wurzeln-Studie mit einer möglichst detaillierten Rekonstruktion des Alltagslebens verbunden und zu einem Panorama montiert, in dem städtisches Zusammenleben möglichst anschaulich und lebendig werden soll. Ich unterscheide folgende Dimensionen:

- die politisch-ideologische Gemeinschaft
- die Beschaffungs- und Hilfgemeinschaft
- die Arbeitsgemeinschaft
- die familiäre Gemeinschaft

- die kommunalpolitische-regionale Gemeinschaft
- die Gegengemeinschaft
- affektive Bindungen und „Wir-Gefühl“

Nach der Wende haben sich trotz der vielfältigen gravierenden Veränderungen persönlicher Beziehungsnetze und des städtischen Zusammenlebens erstaunlich viele Kontinuitäten gemeinschaftlicher Strukturen erhalten können. Die Studie ist daher ein erneuter Beleg für die hohe Integrationskraft kleiner Gemeinden selbst, oder besser gesagt, vor allem in Umbruchzeiten. Die vom weitaus größten Teil meiner Interviewpartner befürchtete Schwächung gemeinschaftlicher Zusammenhänge ist in diesem Ausmaß nicht eingetreten. Zwar gab und gibt es Desintegration und auch viele neue Konfliktlinien, aber es sind auch neue gesellschaftsintegrierende Prozesse und Formen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens entstanden. Wie bereits zu DDR-Zeiten, so zerfällt die Kleinstadt auch heute in einzelne kleinere Gemeinschaften (Nachbarschaft, Vereine, Freundeskreise usw.), die sich entweder erhalten und im Zuge gesellschaftlichen Wandels neue Funktionen übernommen haben. Ebenso wie in der Vergangenheit können Belastungen und Probleme zwar zur Schwächung, häufig aber gerade umgekehrt zur Stärkung kleiner Gruppen der Nachbarschafts- oder Verwandtschaftshilfe beitragen. Die Alltagsorganisation in Wurzen bleibt daher trotz des Wegbrechens politisch initiiert kollektiver Strukturen und überflüssig gewordener 'Notgemeinschaften' von vielen gemeinschaftlichen sozialen Netzwerken durchzogen. Selbst erbitterte lokale Konflikte, die während der Wendezeit zwischen unterschiedlichen politischen Fraktionen oder Einzelpersonen entstanden sind, haben nur in Ausnahmen zu unüberwindlichen und dauerhaften zwischenmenschlichen Verwerfungen oder Ausgrenzungen geführt. Allerdings haben berufliche und räumliche Mobilitätsprozesse zu einem gravierenden Einwohnerverlust in Wurzen geführt und lokale soziale Bindungen gelockert. Die früheren integralen Zusammenhänge von Leben und Arbeiten an einem Ort haben sich weitgehend aufgelöst. Alles in allem ist die Orientierung an einem Gemeinschaftsideal in bei allen meiner Interviewpartner jedoch noch immer außerordentlich hoch. Die in westlichen Industriegesellschaften anhaltende Diskussion darüber, inwieweit liberale Gesellschaften auf die Stärkung solidarischer Beziehungen, auf Gemeinschaftstugenden, soziales Kapital oder Selbsthilfe angewiesen sind, zeigt, dass das Thema Gemeinschaft und Solidarität nicht nur aus Anlass der Wiedervereinigung aktuell ist.³⁵ Allerdings sind die in Ost und West auf den ersten Blick vielleicht sogar ähnlich aussehenden Gemeinschaftsstrukturen und -vorstellungen nicht ohne weiteres auf einen Nenner zu bringen.

LITERATUR

- Alheit, Peter, Hanna Haack, Heinz-Gerd Hofschien, Renate Meyer-Braun (1999): Gebrochene Modernisierung: der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren. Bd. 1: Sozialgeschichtliche Rekonstruktionen; Bd. 2: Soziologische Deutungen., Bremen.
- Arensberg, Conrad M. (1974): Die Gemeinde als Objekt und als Paradigma, in: König, René (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Stuttgart, 82-116.
- Bahrtdt, Hans Paul (1969): Die moderne Großstadt, Hamburg.

³⁵ Vgl. z. B. zu Ansätzen des „social capital“ Putnam 2001; zur Kommunitarismusdebatte Joas 1993.

- Baumann, Peter (1993): Die Motive des Gehorsams bei Max Weber: eine Rekonstruktion, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 22, H. 5, 355-370.
- Bausinger, Hermann (1980): Heimat und Identität, in: Moosmann Elisabeth (Hg.): Heimat. Sehnsucht nach Identität. Ästhetik und Kommunikation, Berlin, 13 ff.
- Becker, Carola (1991): Kläglich versagt. Was die DDR-Forscher im Westen hinderte, die Wahrheit zu erkennen, in: Die Zeit Nr. 22 vom 24. 5. 1991, 74.
- Belschner, Wilfried, Siegfried Grubitzsch, Christian Leszczynski und Stefan Müller-Doohm (Hg.) (1995): Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen.
- Bendix, Reinhard (1991): Staat, Legitimierung, „Zivilgesellschaft“, in: Berliner Journal für Soziologie, Heft 1, 3-12.
- Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht, Hamburg.
- Brunner, Otto, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.) (1979): Geschichtliche Grundbegriffe, Stuttgart, 801-862.
- Bude, Heinz (1984): Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen - eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt, in: Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.): Bericht über den Workshop Biographieforschung, Berlin, Institut für Soziologie, vervielfältigtes Manuskript. 7-28.
- Bude, Heinz (1987): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktion sozialer Aufsteiger aus der Flackhelfer-Generation, Frankfurt/Main.
- Diewald, Martin (1995): „Kollektiv“, „Vitamin B“ oder „Nische“? Persönliche Netzwerke in der DDR, in: Huinink, Johannes, Karl Ulrich Mayer, Martin Diewald, Heike Solga, Annette Sorensen und Heike Trappe: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach, Berlin, 223-260.
- Francois Dubet und Didier Lapeyronnie (1992): Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft, Stuttgart.
- Durkheim, Emile (1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt/Main.
- Ellwein, Thomas und Gisela Zimpel (1969): Wertheim I. Fragen an eine Stadt, München.
- Ettrich, Frank (1992): Neotraditionalistischer Staatssozialismus. Zur Diskussion eines Forschungskonzepts, in: Prokla 86, 22. Jg., 98-114.
- Giesen, Bernd und Claus Leggewie (Hg.) (1991): Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch, Berlin.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss (1967): The Discovery of Grounded Theory, Chicago.
- Grundmann, Siegfried (1997): Die Sozialstruktur der DDR. Versuch einer Rekonstruktion auf der Basis einer 1987 durchgeführten soziologischen Untersuchung, Berlin: WZB Paper FS III 97-402.
- Häußermann, Hartmut (1994): Das Erkenntnisinteresse von Gemeindestudien. Zur De- und Rethematisierung lokaler und regionaler Kultur, in: Derlien, Hans-Ulrich, Uta Gerhardt und Fritz W. Scharpf (Hg.): Systemrationalität und Partialinteresse. Festschrift für Renate Mayntz, Baden-Baden, 223-246.
- Häußermann, Hartmut und Walter Siebel (1994): Stadt- und Gemeindeforschung, in: Kerber, Harald und Arnold Schmieder (Hg.): Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen, Reinbek bei Hamburg, 344-362.
- Hamm, Bernd (1973): Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs, Düsseldorf.
- Hanf, Thomas (1992): Gewalt und Ohnmacht: Zum friedlichen Charakter der Herstellung der staatlichen Einheit Deutschlands, in: BISS Public 6/1992, 23-47.
- Hanke, Irma (1987): Alltag und Politik. Zur politischen Kultur einer unpolitischen Gesellschaft. Eine Untersuchung zur erzählenden Gegenwartsliteratur der DDR in den 70er Jahren, Opladen.

- Harth, Annette, Ulfert Herlyn und Gitta Scheller (1998): Segregation in ostdeutschen Städten. Eine empirische Studie, Opladen
- Herlyn, Ulfert, Lothar Bertels (Hg.) (1994): Stadt im Umbruch: Gotha. Wende und Wandel in Ostdeutschland, Opladen.
- Hildenbrand, Bruno, Hermann Müller, Barbara Beyer und Daniela Klein (1984): Biographiestudien im Rahmen von Milieustudien, in: Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart, 29-52.
- Hirschauer, Stefan und Klaus Amann (Hg.) (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur, Frankfurt am Main.
- Hirschman, Albert O. (1992): Abwanderung, Widerspruch und das Schicksal der Deutschen Demokratischen Republik. Ein Essay zur konzeptuellen Geschichte, in: Leviathan Jg. 1992, Heft 3, 330-358.
- Hoerning, Erika M. (1987): Lebensereignisse: Übergänge im Lebenslauf, in: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen, 231-259.
- Hoerning, Erika M. (1988): Arbeitsvorhaben „Biographie und historische Ereignisse“, in: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Hg.), Arbeitsbericht 1987/88, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 47-50.
- Hoerning, Erika M. (1992): Zwischen den Fronten. Berliner Grenzgänger und Grenzhändler 1948-196,. Köln usw.
- Hondrich, Karl Otto (1973): Theorie der Herrschaft, Frankfurt/Main.
- Huinink, Johannes (1995): Individuum und Gesellschaft in der DDR - Theoretische Ausgangspunkte einer Rekonstruktion der DDR-Gesellschaft in den Lebensverläufen ihrer Bürger, in: Huinink, Johannes, Karl-Ulrich Mayer, Martin Diewald, Heike Solga, Annemette Sorensen und Heike Trappe (Hg.) Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach, Berlin, 25-44.
- Institut für Sozialforschung o.J. (Reprint) (zuerst 1956): Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen, Frankfurt/Main, 133-150.
- Ipsen, Detlev (1990): Nachmoderne Perspektiven der Tradition. In: H. Spitzer, E. Zurek (Hg.) Lebensbedingungen im Vogelsberg. Regionale Planung und regionale Wirklichkeit. Symposium in Fulda am 16. Nov. 1989, Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie, Bonn.
- Ipsen, Detlev (1988): Raumästhetik, eine regionale Lebensbedingung, Bonn.
- Ipsen, Detlev; Thomas Fuchs (1994) Die Zukunft der Vergangenheit, in: Bertram, Hans, Stefan Hradil und Gerhard Kleinhenz (Hg.): Sozialer und demographischer Wandel in den neuen Bundesländern, Berlin.
- Jäger, Manfred (1992): Die Autobiographie als Erfindung der Wahrheit. Beispiele literarischer Selbstdarstellung nach dem Ende der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B41/92, 25-36.
- Jäkel, Regina (1990): Probleme der Gemeinschaftsentwicklung in den Dörfern der DDR, Berlin: Dissertation, hg. vom Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung..
- Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt am Main (zuerst 1933).
- Jesse, Eckhard (1990): Wie man eine Chimäre zum Leben erweckt. Hat die DDR-Forschung versagt? - Kritische Bestandsaufnahme einer allzu vorsichtigen Wissenschaft. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24. 8. 1990, 35.
- Joas, Hans und Martin Kohli (1993): Der Zusammenbruch der DDR: Fragen und Thesen, in: Joas, Hans und Martin Kohli (Hg.): Der Zusammenbruch der DDR. Frankfurt/Main, 7-28.
- Keupp, Heiner und Bernd Röhrle (Hg.) (1987): Soziale Netzwerke, Frankfurt/Main und New York.

- Klages, Helmut (1968): Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt, Stuttgart usw.
- Kaelble, Hartmut, Jürgen Kocka und Hartmut Zwahr (Hg.) (1994): Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart.
- Kocka, Jürgen (1992): Zwischen Sonderweg und Bürgergesellschaft. Die deutsche Einheit verändert Methoden und Inhalte der Sozial- und Geisteswissenschaften, in: Der Tagespiegel vom 17.9.92, 19.
- König, René (1958): Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde, Hamburg.
- König, René (1956): Soziologie der Gemeinde (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 1), Köln/Opladen.
- König, René (1984): Soziologie und Ethnologie. In: Ethnologie als Sozialwissenschaft. Sonderheft 26 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen.
- Kohli, Martin (1980): Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: Hurrelmann, Ulrich (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim.
- Kohli, Martin (1981): Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist. In: Zeitschrift für Soziologie, H. 10, 273-293.
- Kohli, Martin (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit, in: Berger (Hg.) 1986, 183-208.
- Kohli, Martin (1994a): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und Differenzierung, in: Kaelble, Hartmut, Jürgen Kocka und Hartmut Zwahr (Hg.) Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart, 31-61.
- Kohli, Martin (1994b): Zukunft und Erwartung aus der Sicht der Biographieforschung, in: Holst, Elke und Jürgen P. Rinderspacher und Schupp, Jürgen (Hg.): Erwartungen an die Zukunft, Zeithorizonte und Wertewandel in der sozialwissenschaftlichen Diskussion, Frankfurt/Main, 119-137.
- Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.) (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart.
- Krambach, Kurt, Manfred Lötsch (1989): Forschungsbericht zur Sozialstruktur und Lebensweise in Städten und Dörfern. Berlin: Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED; Institut für Marxistisch-Leninistische Soziologie - Ad-hoc-Projektgruppe „Städte und Dörfer“, Berlin.
- Lenski, Gerhard (1977): Macht und Privileg. Eine Theorie der sozialen Schichtung, Frankfurt/Main.
- Lepenius, Wolf (1992): Folgen einer unerhörten Begebenheit. Die Deutschen nach der Vereinigung, Berlin.
- Lindner, Bernd (1991): Biographische Forschung in Ostdeutschland. In: Bios, 4. Jg., H. 2, 247-259.
- Lindner, Rolf (1990): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt/Main.
- Lindner, Rolf (Hg.) (1994): Die Wiederkehr des Regionalen: Über neue Formen kultureller Identität, Frankfurt/Main und New York.
- Luckmann, Benita (1970): Politik in einer deutschen Kleinstadt, Stuttgart.
- Lynd, Robert S. und Helen Merrell Lynd (1956, zuerst 1929): Middletown. A Study in American Culture, New York.
- Madge, John (1962): The Origins of Scientific Sociology, New York.
- Mannheim, Karl (1967, zuerst 1928/29): Das Problem der Generationen. In: Friedeburg, Ludwig v. (Hg.) Jugend in der modernen Gesellschaft., Köln, Berlin, 23-48
- Mayer, Karl-Ulrich (1993): Die soziale Ordnung der DDR und einige Folgen für ihre Inkorporation in die BRD, in: BISS Public 11/1993, 39-56.
- Meuschel, Sigrid (1993): Revolution in der DDR. Versuch einer sozialwissenschaftlichen Interpretation, in: Joas, Hans und Martin Kohli (Hg.): Der Zusammenbruch der DDR, Frankfurt/Main, 93-114.

- Meyer, Gerd (1989): Sozialistischer Paternalismus. Strategien konservativen Systemmanagements am Beispiel der Deutschen Demokratischen Republik. In: Politische Vierteljahresschrift SH 20, 426-448.
- Meyer, Gerd (1997): „Zwischen Haben und Sein“. Psychische Aspekte des Transformationsprozesses in postkommunistischen Gesellschaften, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 5/97, 17-28.
- Mohr, Heinrich (1994): Mein Blick auf die Literatur in der DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 10/94, 11. März 1994, 12-22.
- Moore, Barrington (1987): Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt/Main.
- Müller, Hans-Peter und Bernd Wegener (Hg.) (1995): Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit.
- Niethammer, Lutz (1989): Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR. In: Lüdtko, Alf (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/Main, New York, 283-345.
- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato und Dorothee Wierling (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen, Berlin.
- Nisbet, Robert A. (1993): The Sociological Tradition, New Brunswick (USA) and London (U.K.) (zuerst 1966).
- Offe, Claus (1991a): Die deutsche Vereinigung als natürliches Experiment, in: Giesen, Bernd; Claus Leggewie (Hg.), Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch, Berlin, 77-86.
- Offe, Claus (1991b): Das Dilemma der Gleichzeitigkeit. Demokratisierung und Marktwirtschaft in Osteuropa, in: Merkur, 45. Jg., H. 4, Nr. 505, 279-292.
- Parisius, Bernd (1986): Mythos und Erfahrung der Nachbarschaft. Auf der Suche nach Nachbarschaften, die nicht zertrümmert wurden. In: Niethammer, Lutz (Hg.) 1986: „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“ Faschismus-Erfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn, 297-326.
- Pirker, Theo; M. Rainer Lepsius; Rainer Weinert; Hans-Hermann Hertle (1995): Der Plan als Befehl und Fiktion. Wirtschaftsführung in der DDR, Opladen, 347-362.
- Plato v., Alexander (1986): „Ich bin mit allen gut ausgekommen“ Oder: war die Ruhrarbeiter-schaft vor 1933 in politische Lager zerspalten? In: Niethammer, Lutz (Hg.) „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“ Faschismus-Erfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Berlin, Bonn, 31-65.
- Plessner, Helmuth (1974): Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kulturosoziologie, Frankfurt/Main.
- Plessner, Helmuth (1981, zuerst 1924): Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus, in: Gesammelte Schriften V. Macht und menschliche Natur, Frankfurt/Main.
- Pollack, Detlef (1992): Sozialstruktur und Mentalität in Ostdeutschland, in: Meyer, Hansgünter (Hg.): Soziologen-Tag Leipzig 1991 - Soziologie in Deutschland und die Transformation großer gesellschaftlicher Systeme, Berlin, 272-285.
- Pollack, Detlef (1997): Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 13/97, 21. März 1997, 3-14.
- Popitz, Heinrich (1987): Autoritätsbedürfnisse. Der Wandel der sozialen Subjektivität, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 39, 1987, H. 3, 633-647.
- Putnam, Robert D. (Hg.) (2001): Gesellschaft und Gemeinsinn, Gütersloh.

- Rehberg, Karl-Siegbert (1993): Gemeinschaft und Gesellschaft - Tönnies und Wir, in: Brumlik, Micha; Hauke Brunkhorst (Hg.) Gemeinschaft und Gerechtigkeit, Frankfurt/Main, 19-48.
- Rudolph, Günther (1965): Ferdinand Tönnies und der Faschismus, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, Jg. XIV (1965), 3, 339-344.
- Rudolph, Helmut (1990): Beschäftigungsstrukturen in der DDR vor der Wende. Eine Typisierung von Kreisen und Arbeitsämtern, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, H. 4, 474-503.
- Schäfers, Bernhard (2003): Robert S. Lynd und Helen Merill Lynd – Middletown, in: Müller, Hans-Peter und Michael Schmidt (Hg.): Hauptwerke der Ungleichheitsforschung, Wiesbaden, 159-161.
- Schlegelmilch, Cordia (1993): Deutsche Lebensalter. Erkundungen in einer sächsischen Kleinstadt, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 91, 23. Jg. 1993, Nr. 2, 269-295.
- Schlegelmilch, Cordia (1994): Generationen im Gespräch, Frankfurt/Main (Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (DIE)/Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes (DVV)).
- Schlegelmilch, Cordia (1995): Zwischen Kollektiv und Individualisierung - Gemeinschaftserfahrungen im Umbruch. In: Gensior, Sabine (Hg.), Vergesellschaftung und Frauenerwerbsarbeit. Ost-West-Vergleiche, Berlin, 27-50.
- Schlegelmilch, Cordia (1996a): Lebenswege in Deutschland. Die Prägekraft historischer Räume. In: Berliner Debatte – INITIAL, H. 2, 1996, 47-61.
- Schlegelmilch, Cordia (1996b): Ich packe ein. In: Der Alltag, Nr.73 (Themenschwerpunkt Sammeln), September, 105-122.
- Schlicht, Uwe (1991): Die Wende wissenschaftlich begleiten, in: Der Tagesspiegel Nr. 13846 vom 12.4.91, 17.
- Schröder, Hans Joachim (1992): Interviewliteratur: Biographische Erfahrung und Sozialwirklichkeit in der DDR, in: Bios, 5. Jg., H. 2, 245-247.
- Schulz, Marianne und Jan Wielgohs (1990): DDR-Identität zwischen Demokratie und DM, in: Blanke, Thomas; Rainer Erd (Hg.), DDR - ein Staat vergeht, Frankfurt/Main 123-136.
- Sennett, Richard (1994): Flesh and Stone. The Body and the City in Western Civilisation, London-Boston.
- Sennett, Richard (1983, zuerst 1974): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt/Main.
- Sennett, Richard (1985): Paternalismus und Entfremdung. In: Neue Rundschau, 96. Jg., H. 2, 82-105.
- Sennett, Richard (1985, zuerst 1980): Autorität, Frankfurt/Main.
- Simmel, Georg (1993, zuerst 1901): Die Großstädte und das Geistesleben, in: Simmel, Georg: Das Individuum und die Freiheit, Frankfurt/Main.
- Srubar, Ilja (1991): War der reale Sozialismus modern? Versuch einer strukturellen Bestimmung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 43. Jg., H. 3, 415-432.
- Srubar, Ilja (1994): Variants of the Transformation Process in Central Europe. A Comparative Assessment, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 23, Heft 3, Juni 1994, 198-221.
- Staufenbiel, Fred (1989): Leben in Städten, Berlin.
- Thomas, Michael (Hg.) (1992): Abbruch und Aufbruch. Sozialwissenschaften im Transformationsprozeß, Berlin.
- Tönnies, Ferdinand (1991, zuerst 1887): Gemeinschaft und Gesellschaft, Darmstadt.
- Topfstedt, Thomas (1988): Städtebau in der DDR 1955-1971, Leipzig.
- Ulrich, Ralf (1990): Die Übersiedlerbewegung in die Bundesrepublik und das Ende der DDR, Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, FIB Papers P90-302.

- Vester, Michael, Michael Hofmann und Irene Zierke (Hg.) (1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung, Köln.
- Vobruba, Georg (1994): Gemeinschaft ohne Moral. Theorie und Empirie moralfreier Gemeinschafts-Konstruktionen, Wien.
- Walder, Andrew, G. (1988, zuerst 1986): Communist Neo-Traditionalism. Work and Authority in Chinese Industry, Berkely, Los Angeles, London.
- Wander, Maxie (1979): „Guten Morgen, du Schöne“. Frauen in der DDR. Protokolle, Darmstadt und Neuwied (Lizenzausgabe).
- Weber, Max (1968): Methodologische Schriften. Studienausgabe mit einer Einführung von Johannes Winckelmann, Frankfurt/Main.
- Weber, Max (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen.
- Westle, Bettina (1994): Strukturen nationaler Identität in Ost- und Westdeutschland. in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 44, 1992, 461-488.
- Wollmann, Hellmut (1991): Kommunalpolitik und -verwaltung in Ostdeutschland: Institutionen und Handlungsmuster im „paradigmatischen“ Umbruch. Eine empirische Skizze, in: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 22, 237-258.
- Wurzbacher, Gerhard (1954): Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Untersuchung an den 45 Dörfern und Weilern einer westdeutschen ländlichen Gemeinde, Stuttgart.